

# Heimatwelt

---



Mit Beiträgen von  
Gemeindearchiv Weimar  
Geschichtsverein Weimar

**Heft Nr. 51/2015**

Herausgeber:  
Gemeinde Weimar (Lahn)

Redaktion: Michael Endter

## Inhalt

Der Erste Weltkrieg ..... von Konrad Hierasimowicz	3
Kriegstote und Vermisste der beiden Weltkriege in der Gemeinde Weimar ..... von Hans Schneider	7
Soldatengenesungsheim Niederweimar ..... von Hans Schneider	9
Von der Sense bis zum Mähdrescher ..... von Hans Schneider	11
Flüchtlinge vor 70 Jahren und heute ..... von Michael Endter	16
Bericht über das Dieffenbach-Diefenbach – Treffen ... in Oberweimar ..... von Horst Diefenbach	20
Der lange Weg von Syrien nach Oberweimar ..... von Michael Endter	22
Helmut Meindl, ein Sudetendeutscher ..... von Hans Schneider	24
Uznamen – Ortsnecknamen der 12 Dörfer in der Gemeinde Weimar ..... von Otto Weimar	27
Treffen der Erinnerungen ..... von Hans Schneider	29
Erinnerungen an Kriegs- und Nazizeiten ..... von Michael Endter	33
Zwangsarbeit während des II. Weltkrieges in den Ortsteilen der Gemeinde Weimar ..... von Otto Weimar	35
<b>Kleine Mitteilungen</b>	
Kurbrandenburger Truppen in Niederwalgern (S. Becker) ..... Kirmessschlägereien in der „guten, alten Zeit“ (S. Becker) .....	7 8
Marburger Sippenbuch online (S. Becker) .....	15
Lehrer in Niederwalgern (S. Becker) .....	19
Ein wandernder Zinngießer 1727 in Roth (S. Becker) .....	21
Zum Namen Ruchesloh (S. Becker) .....	23
Ein weiterer Zinngießer in Niederwalgern (S. Becker) .....	28
Singvögel in der Schusterstube (S. Becker) .....	39
Die Pinnschuhe (O. Weimar) .....	40
<b>Bücherschau</b>	
Denkmalpflege & Kulturgeschichte Heft 4, 2014 .....	8

# Der Erste Weltkrieg

## Seine gesellschaftlich-kulturellen Ursachen und Folgen

*Leicht abgeänderte Fassung des Vortrags im Rahmen der Gedenkveranstaltung  
„100 Jahre Erster Weltkrieg“, gehalten in Wolfshausen am 16. November 2014*

von Konrad Hierasimowicz

Der vorliegende Text ist weit davon entfernt, Anspruch auf Vollständigkeit zu erfüllen. Aus Platzgründen und aufgrund der Komplexität des Themas können nur wenige ausgewählte Aspekte behandelt werden. Er behandelt weniger den Verlauf des Ersten Weltkrieges, sondern konzentriert sich zum einen auf die gesellschaftliche Ausgangssituation, den damals herrschenden *Zeitgeist*, der schließlich einen Kriegsausbruch möglich machte. Zum anderen versucht er zu resümieren, was der Krieg in der damaligen Gesellschaft und Kultur, in der Wirklichkeitswahrnehmung der Menschen hinterlassen hat.

### **1 Kurzer zeitgeschichtlicher Überblick**

Die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, wie den Ersten Weltkrieg der US-amerikanische Historiker George F. Kennan genannt hat, war ein folgenreiches Ereignis, das die Weltpolitik und das Weltgeschehen des 20. Jahrhunderts im entscheidenden Maß formte. Insbesondere die zwei größten weltpolitischen Akteure, die bis zum Ende des 20. Jahrhunderts die globalen Verhältnisse dominierten, formierten ihre Gestalt in dieser Zeit. Die USA beteiligten sich seit 1917 am Krieg und stiegen in diesem Zuge von einer wirtschaftsmächtigen „Erweiterung Europas auf Übersee“ (Eric J. Hobsbawm) endgültig zur Weltmacht auf. Als Folge der russischen Oktoberrevolution, die in einem bestimmten Ausmaß von der Kriegsmüdigkeit der Völker des Zarenreiches getragen wurde, begann der Aufbau des Sozialismus in der späteren Sowjetunion.

Der Erste Weltkrieg war ein bis dato unbekanntes, grausames, etwa vier Jahre andauerndes Konfliktereignis, in welches etwa 40 Staaten verwickelt waren – ein Krieg mit mehr als 20 Millionen Todesopfern und weiteren Millionen von verwundeten Soldaten, die nach der Heimkehr oft mit lebenslangen physischen und psychischen Folgen zu kämpfen hatten. „Die Menschheit hat ihn überlebt“, schreibt der britische Historiker Eric Hobsbawm. „Doch das großartige Bauwerk der Zivilisation des 19. Jahrhunderts brach in den

Flammen des Weltkrieges zusammen, als seine Säulen einstürzten. Das [...] 20. Jahrhundert wäre ohne diese Geschichte nicht zu verstehen. [...] Es hat in den Vorstellungen eines Weltkrieges gelebt und gedacht, selbst als die Kanonen schwiegen und keine Bomben mehr explodierten. Seine Geschichte [...] muß mit der Geschichte des einunddreißigjährigen Weltkrieges beginnen.“ Mit dieser Aussage schafft der Historiker nicht nur einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg, sondern bezeichnet beide als ein zusammenhängendes Ereignis. Eine Belastungsprobe dieses Standpunktes würde den Rahmen des vorliegenden Textes sprengen. Es genügt zu erwähnen, dass Hobsbawm weitaus nicht der Einzige ist, der beide Weltkriege als stark zusammenhängend betrachtet.

Eine chronologische Abhandlung der Ereignisse des Ersten Weltkrieges würde wenig zur Klärung der komplexen Ursachen und Wirkungen beitragen. Gleichwohl sollten die wichtigsten einleitenden Ereignisse des Krieges kurz erwähnt werden.

Während der Julikrise spitzte sich die Konfliktlage zwischen den fünf europäischen Großmächten sowie Serbien zu. Auslöser war die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand am 28. Juni 1914 in Sarajewo. Das Attentat wurde von serbischen Nationalisten aus der Untergrundorganisation „Mlada Bosna“ (Junges Bosnien) geplant und durchgeführt (zur Erinnerung: Bosnien-Herzegowina war damals Teil der Österreichisch-Ungarischen Monarchie). In Wien betrachtete man jedoch ziemlich bald Serbien als den eigentlichen Strippenzieher und plante militärisches Vorgehen, für welches das Deutsche Reich seine bedingungslose Unterstützung zugesichert hatte. Die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien folgte einen Monat nach dem Attentat und löste schnell weitere bündnisbedingte Kriegserklärungen aus. Am 1. August erfolgte die Kriegserklärung Deutschlands an Russland (welches Serbien unterstützte) und zwei Tage

später an Frankreich (Bündnispartner Russlands); am 4. August dann die Kriegserklärung Großbritanniens an Deutschland und zwei Tage später die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Russland.

Der für wenige Monate geplante Bewegungskrieg entfaltete sich bald zu einem weltumfassenden Konflikt, der im kampfintensiven, Monate lang verharrenden Grabenkrieg endete. Die technischen Errungenschaften der Hochindustrialisierung brachten bisher nicht verwendete Technologien zum Einsatz: Senfgas, Luftangriffe, vollautomatische Schusswaffen, Panzerkampfwagen oder Unterseeboote – all diese „Errungenschaften“ feierten im Ersten Weltkrieg ihre Premiere. Das Ergebnis waren – neben den Millionen getöteter Soldaten – verwundete Kriegsheimkehrer, von denen ein Teil sehr schwer verletzt wurde, mit den Folgen lebenslanger Behinderung. Die drastischsten Fälle waren durch Einschüsse und Granatsplitter am Gesicht verwundete Soldaten – die sogenannten „Menschen ohne Gesicht“. Viele derjenigen, die sich von den physischen Schäden nach dem Krieg erholen konnten, blieben nachhaltig seelisch geschädigt. Die allgemeine medizinische Einstellung, es handele sich dabei um „hysterische Männer“, die ihrem Geschlechterideal nicht standhalten können, verschärfte das Bewusstsein der Männer, dass sie von der Gesellschaft nicht verstanden werden und vergrößerte zum Teil auch das Konflikt- und Gewaltpotential innerhalb der Familien.

## **2 Ursachen und Prämissen des Ersten Weltkriegs**

Der Erste Weltkrieg kann – wie alle großen historischen Ereignisse – selbstverständlich nicht auf *eine* Ursache zurückgeführt werden. Die tieferen Gründe sind in einer Reihe von Entwicklungen zu suchen. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind sich bis heute nicht einig, welchen davon größeres, und welchen geringeres Gewicht beigemessen werden sollte. Sicher dagegen ist, dass einigen weltpolitischen Faktoren ein hoher Stellenwert eingeräumt werden muss. Dazu gehören: die Entstehung des Bündnissystems europäischer Großmächte und seine Erstarrung in zwei feindliche Blöcke – den Dreibund mit Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien sowie die *Triple Entente* mit Russland, Frankreich und England. Diese Verfestigung wurde begleitet von einer stetigen Ver-

schlechterung der außenpolitischen Beziehungen und einem militärischen Wettrüsten.

Auch innenpolitische Faktoren führten zu einem hohen Konfliktpotential innerhalb der europäischen Großreiche. Insbesondere im Osmanischen und im Habsburger Reich, aber auch in Russland standen die Regierungen unter dem steigenden Druck der sich zunehmend organisierenden nationalen Minderheiten, die nach Autonomie oder sogar Unabhängigkeit strebten. Immer wieder griffen Polizei und Armee ein, um die Bestrebungen der nationalen Minderheiten zu unterdrücken. Neben der Minderheitenfrage traten zum Teil ernstzunehmende Konflikte in den durch die Industrialisierung im 19. Jahrhundert stark angewachsenen Städten auf. Das Proletariat, das nach besseren Arbeits- und Lebensbedingungen strebte, artikulierte seine Erwartungen über politische Parteien und Gewerkschaften.

Zentral für das Verständnis historischer Ereignisse, die zum Ersten Weltkrieg geführt haben, sind die Merkmale der damaligen Mentalität, der *Zeitgeist* sowie die Erwartungshaltung der Menschen und ihre Auslegung der sie umgebenden Realität. Diese waren letztendlich die tieferen Ursachen, die jahrzehntelang wirkend die Gesellschaft im Allgemeinen und im Besonderen die Generationen von politischen Entscheidungsträgern geformt haben.

Das zentrale Merkmal des Imperialismus im 19. Jahrhundert war die übersteigerte und übertriebene Betonung des Zusammenhangs zwischen der Größe und Beschaffenheit des Territoriums eines Staates und seiner internationalen Bedeutung in der Machtpolitik. In den letzten Jahren des Imperialismus – in der Zeit des sogenannten „Hochimperialismus“, also im letzten Jahrzehnt des 19. und dem ersten des 20. Jahrhunderts – führte die starke Verbreitung des Sozialdarwinismus zur Verstärkung dieser Denkweise. Diese widersinnige, zynische und in ihren Folgen gravierende 1-zu-1-Übertragung der Darwinischen Lehre natürlicher Auslese von der Tier- und Pflanzenwelt auf die Menschheit war eine intellektuelle Mode, die unabhängig von politischen Lagern internationale Wellen schlug. Ihrer Grundidee nach standen sich gesellschaftliche Gruppen (etwa Klassen oder Nationen) feindselig in einem Kampf um Beherrschung oder gar Zerstörung gegenüber. Damit unterstanden sie einer Art „natürlichen Selektion“, nach der die „Tauglichsten“

überleben würden. Wenn also der Mensch dem Menschen Wolf ist, können Bestrebungen nach Stabilität und Frieden eingestellt und durch den ständigen Konflikt als dem Grundprinzip politischer Existenz ersetzt werden. Das ständige Bestreben nach Machtsteigerung zusammen mit den territorialen Expansionswünschen dominierte das damalige politische Denken. Dieser sich vor allem im kolonialistischen Wettlauf der europäischen Großmächte widerspiegelnde Geltungsdrang brachte ein erhebliches Konfliktpotenzial mit sich.

Doch wie sah es mit der überpräsenten Kriegsbegeisterung und -sehnsucht unter der Bevölkerung aus? Jahrzehntlang wurde behauptet, dass zum Vorabend des Ersten Weltkrieges eine allgemeine und gesellschaftsumfassende Kriegssehnsucht geherrscht habe. Neuere Forschungen haben dieses Bild jedoch ein wenig korrigiert. Der kürzlich verstorbene Bielefelder Sozialhistoriker Hans-Ulrich Wehler zum Beispiel betrachtet die auch als „Augusterlebnis“ bezeichnete, angeblich allseitige Kriegsbegeisterung als ein Klischee. „Tatsächlich ist [...] von den großen Sozialformationen nur das Bildungsbürgertum in eine wahre Kriegseuphorie verfallen“, schrieb er in seinem bedeutendsten Werk „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“. Auch Wolfgang J. Mommsen bezweifelt die angeblich allgegenwärtige Euphorie: „Im engeren Sinne war der ‚Geist des August von 1914‘ unübersehbar eine Sache der bürgerlichen Mittelschichten und vor allem der Intellektuellen. Vor allem bei der ländlichen Bevölkerung löste die Nachricht vom Kriegsausbruch Schrecken und Irritation aus, zumal ihr mitten in der Ernte ein großer Teil der männlichen Arbeitskräfte entzogen wurde.“ Insbesondere das Bildungsbürgertum und Teile der akademischen Jugend hofften durch den Krieg auf eine deutsche Hegemonialstellung innerhalb Europas und somit auf ein endgültiges Eingreifen in die Weltpolitik.

Die Kriegsbegeisterung einiger und die Hinnahme der meisten Bürger gründete unter anderem darin, dass damals niemand eine Vorstellung davon hatte, welches Ausmaß der Krieg annehmen würde. Die Mehrheit der Gesellschaft vertrat die Auffassung, dass der Krieg bereits vor der Weihnachtszeit 1914 sein Ende finden würde. Die Haltung dem Krieg gegenüber wäre mit Sicherheit anders gewesen, hätten sie gewusst, welches gewaltige Ausmaß dieser Konflikt annehmen

würde. Zu Weihnachten 1914 ist der Krieg indes nicht zu Ende gegangen. Zahlreiche der katastrophalen Ereignisse standen noch bevor: Zum Beispiel die Schlacht an der Somme in Frankreich, in der im November 1916 etwa eine halbe Million deutsche und etwa 600.000 britische und französische Soldaten fielen, also insgesamt mehr Menschen als heute in Frankfurt und Wiesbaden zusammengenommen leben; oder die Schlacht um Verdun, die fast das ganze Jahr 1916 andauerte, mehr als 300.000 Menschenleben kostete und so gut wie ergebnislos blieb. Auch die Brussilow-Offensive in Galizien, Bukowina und Wolhynien an der Ostfront im Sommer 1916 standen noch bevor.

Mitte November 1914 war eins der aktuellen Kriegsereignisse die Schlacht um die Stadt Lods (polnisch Łódź), die zwischen der 9. deutschen Armee unter General Mackensen und der 2. und 5. russischen Armee ausgetragen und am 6. Dezember mit der Einnahme der Stadt durch das deutsche Militär beendet wurde. Zur gleichen Zeit begann die Errichtung eines Kriegsgefangenenlagers für russische Soldaten vor den Toren der Stadt Słupca – der heutigen Partnergemeinde von Weimar an der Lahn. Słupca lag damals direkt an der Grenze des Deutschen Reichs und des Zarenreiches, im zu Russland gehörenden Teil Polens. Das Lager wurde nach dem Ende des Ersten Weltkriegs geschlossen – für nur wenige Monate wohlgemerkt, denn ab Mai 1919 wurde es als Lager für Kriegsgefangene aus der Roten Armee im Polnisch-Sowjetischen Krieg wiedereröffnet. Zwischen 1921 und 1924 wurden dort Soldaten der Ukrainischen Volksarmee interniert.

Erst nach mehr als vier Jahren endete der Erste Weltkrieg im Herbst 1918. Zur Ruhe kam Europa dennoch nicht. Es kam zu zahlreichen Nachfolgekriegen und Krisen – neben dem eben erwähnten Polnisch-Sowjetischen Krieg kam es zu mehreren militärischen Konflikten zwischen der Sowjetunion und Finnland, zum Estnischen und Lettischen Unabhängigkeitskrieg, ebenfalls mit der Sowjetunion. Das, um nur wenige zu nennen. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges im September 1939 gab es in Europa kaum ein kriegsfreies Jahr.

### **3 Gesellschaftliche Veränderungen**

Kommen wir nun zu den Veränderungen, die der Erste Weltkrieg in der Mentalität der Bevölkerung hervorgerufen hat. Der Kölner Historiker Aribert Reimann verweist auf den

gravierenden Umbruch innerhalb der intellektuellen Sphäre, der nach dem Ersten Weltkrieg zustande kam. Um die Jahrhundertwende, so der Historiker, herrschte ein nahezu geschlossenes Weltbild, welches einerseits vom technischen und naturwissenschaftlichen Aufschwung dominiert wurde, andererseits auf sozialdarwinistischen Vorstellungen vom „Überleben der Stärkeren“ beruhte. Es herrschte vielerorts die Vorstellung, gesellschaftliche, kulturelle und wirtschaftliche Strukturen nach wissenschaftlichen und technischen Vorbildern gestalten zu können. Demnach müsste – so die damalige Überzeugung – die „westliche“ Rationalität siegen und die gesamte Weltgeschichte bestimmen. Dieser positivistische Fortschrittsglaube geriet durch die Erfahrung des Grauens im Ersten Weltkrieg nun vollkommen ins Wanken. Nicht zufällig erschien 1918 das monumentale Werk „Der Untergang des Abendlandes“ aus der Feder des deutschen Geschichtsphilosophen und Kulturhistorikers Oswald Spengler. Das lineare Fortschrittsdenken ersetzte der Philosoph durch die Zyklentheorie, also die Auffassung, dass Kulturen immer wieder neu entstehen, einen Höhepunkt erreichen, um danach wieder zu zerfallen. Wie der Titel des Werkes bereits andeutet, sah Spengler die „Kultur des Abendlandes“ in seinem pessimistischen Werk dem Untergang geweiht.

Ins Wanken geriet nicht nur die technische Fortschrittsidee, sondern auch die Auffassung von Geschlechterrollen. Reimann bemerkt, dass die Männlichkeitsideale nicht ohne weiteres auf die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges übertragbar waren. Den romantischen Vorstellungen von in den Schützengräben kämpfenden Helden widersprachen die heimkehrenden Männer, die zum großen Teil und im großen Umfang physisch und psychisch zugrunde gerichtet und gedemütigt waren. Sie hatten sich rasch als die

Hauptopfer des Krieges herausgestellt, was einen entscheidenden Einfluss auf die Wahrnehmung der Geschlechterstereotype hatte. Die bisher als weiblich geltende Hysterie und Nervenschwäche trug durch die heimkehrenden traumatisierten „Kriegszitterer“ zu der Verunsicherung männlicher Geschlechterideale bei. Das Ideal der kriegerischen Männlichkeit wurde also durch die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges infrage gestellt. „Das Trauma des Krieges brachte Männer dazu, verschiedene Gefühle und Verhaltensweisen, die mit den vorherrschenden sozialen Normen nicht im Einklang waren, infrage zu stellen und mit ihnen zu experimentieren“, bemerkt der Historiker Jason Crouthamel in seiner neueren Publikation. Einige Männer begannen sogar, das ihnen aufgezwungene Bild der Männlichkeit zu verspotten und suchten nach Möglichkeiten, der nunmehr unliebsamen militarisierten Männlichkeit zu entkommen. Dazu gehörte zum Beispiel das offene und gezielte Ausdrücken von Gefühlen wie Zuneigung oder Mitgefühl, also von emotionalen Zuständen, die zu jener Zeit als ausschließlich weiblich charakterisiert wurden. Auch der soldatische Humor spiegelte oft den Wunsch wider, diese „femininen“ Verhaltensweisen anzunehmen.

Auch wenn diese Einsichten eine nachhaltige gesellschaftliche und kulturelle Auswirkung auf die Wahrnehmungsgewohnheiten der Menschen hatten, so konnten sie den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges – gerade mal zwei Jahrzehnte später – nicht verhindern. Auf die „Goldenen Zwanziger Jahre“ mit ihrem neuen Lebensgefühl sowie kulturellen und gesellschaftlichen Umwälzungen folgte die Weltwirtschaftskrise und radikalisierte in einem rasanten und ernüchternden Tempo die Gesellschaft, die sich erneut in einen vernichtenden Krieg hetzen ließ.

# Kriegstote und Vermisste der Weltkriege

von Hans Schneider

In Anlehnung an die Aufzeichnungen über die Ursachen für die Entstehung des Ersten Weltkrieges von Konrad Hierasimowicz rufen wir hiermit unsere Kriegstoten und Vermissten der beiden Weltkriege noch einmal in Erinnerung.

Unser verstorbene Mitglied, Heinrich Ehlich, hat in der Heimatwelt Nr.36 im Jahr 2001 die Denkmale auf allen Friedhöfen gezeichnet

und die Namen aller Gefallenen, Verstorbenen oder Vermissten sowie die von denen, die in der Heimat durch Kriegseinwirkungen ihr Leben lassen mussten, im einzelnen aufgeführt. Wir beschränken uns hier auf die Anzahl der Opfer in den jeweiligen Dörfern unserer Gemeinde und stellen die Einwohnerzahl daneben.

Es waren:			Einwohner 1939	in %
In Allna	29	Frauen, Männer, Väter und Söhne	211	13,7
In Argenstein	30	Frauen, Männer, Väter und Söhne	287	10,5
In Kehna	7	Frauen, Männer, Väter und Söhne	75	9,3
In Nesselbrunn	20	Frauen, Männer, Väter und Söhne	104	19,2
In Niederwalgern	50	Frauen, Männer, Väter und Söhne	682	7,3
In Niederweimar	56	Frauen, Männer, Väter und Söhne	745	7,5
In Oberweimar	22	Frauen, Männer, Väter und Söhne	333	6,6
In Roth	50	Frauen, Männer, Väter und Söhne	545	9,1
In Stedebach	4	Frauen, Männer, Väter und Söhne	45	8,8
In Weiershausen	10	Frauen, Männer, Väter und Söhne	75	13,3
In Wenkbach	36	Frauen, Männer, Väter und Söhne	417	8,6
In Wolfshausen	24	Frauen, Männer, Väter und Söhne	143	16,7

## Kleine Mitteilung

**Kurbrandenburger Truppen in Niederwalgern.** In der Ortschronik „Von Essen nach Hessen. 850 Jahre Fronhausen 1159-2009“ hat Friedrich von Petersdorff die Anwesenheit von Regenten in Fronhausen behandelt und darin besonders die Übernachtung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg berücksichtigt (S. 537-550). Dieser Aufenthalt des Großen Kurfürsten 1672, dessen Truppen während des sog. „Holländischen Krieges“ zwischen Frankreich und den Vereinigten Niederlanden in kriegerische Auseinandersetzungen mit Schweden geführt wurden, ist auch in Niederwalgern festgehalten worden. Pfarrer Ludwig Dettmering gab nach der Chronik des Pfarrers Theodor Hampe als Grund für das Fehlen von Kirchenbuchaufzeichnungen vor 1675 an: *Daß keine älteren Kirchenbuchs-Einträge vorhanden sind und überhaupt nur wenige Original-Urkunden aus der Zeit vor 1675 sich vorfinden, wird erklärlich aus den alles verwüstenden Einflüssen des 30jährigen Krieges und aus folgender von Pfarrer Hampe in seiner Chronik (S. 44) erwähnten Tatsache: „Als im Jahre 1672 die Kurbrandenburger Truppen durch Niederwalgern kamen, haben sie die Kirche beraubt, das Pfarrhaus geplündert und ruiniert, auch sonstigen Unfug verübt und sonderlich die Kirchendokumente verderbt und auf den Hof geschüttet.“* (Zentralarchiv der Ev. Landeskirche, Kassel: Verzeichnis der kirchlichen Urkunden der Pfarrei Niederwalgern, aufgestellt von Pfarrer Dettmering am 5. Oktober 1906). Diese von Dettmering erwähnte handschriftliche *Chronik der Parochie Ober- und Niederwalgern* Hampes ist zwar verschollen, doch wurde sie für die ältere Zeit ausführlich in der handschriftlichen Chronik des Rendanten Heinrich Böth (*Doinges*) abgeschrieben,

so dass wichtige Teile überliefert sind; dazu gehört auch der von Dettmering zitierte Eintrag zu den Kurbrandenburger Truppen. Auf dem Seitenrand ist von anderer Hand, vermutlich der Dettmerings, eine Erläuterung hinzugefügt: *Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, hat mit seinem Heere auf dem Zuge zum und vom Rhein tatsächlich das Lahntal berührt. Von hier aus benützte er jedenfalls auch die über den Gleiberger Forst nach Wetzlar führende alte Straße, welche erst im 18. Jahrhundert aufgehoben wurde, deren deutliche Spuren heute noch sichtbar sind. Der damalige Pfr. von Fronhausen (1661-1691), Johann Philipp Lünker, schreibt in seiner Chronik wörtlich: „1672 den 6. September, sind die Brandenburgischen Völker allhier durchgezogen und in Salzböden und Odenhausen einquartiert, da sie über Nacht gelegen wie auch im Roth im Eigen an 500 Mann; hier ist diesmal alles verschont geblieben. Am 12. Dezember 1672 kam der Kurfürst von Brandenburg von Oberwalgern herab ...“* Während dieser zweiten Einquartierung kurbrandenburgischer Truppen logierte der Kurfürst bis zum Sonnabend, 14. Dezember 1672, zwei Nächte im Stingelschen Haus (Dietrich Willershausen) in Fronhausen. Auch durch diese Randnotiz wird somit das Datum 12. bis 14.12.1672 bestätigt und damit die zur Jubiläumsfeier 1959 in Fronhausen mitgeteilte Jahreszahl 1674 korrigiert, die Friedrich von Petersdorff in seinem oben angegebenen Beitrag bereits sorgfältig widerlegt hat. Sie dürfte tatsächlich von Pfr. Dettmering stammen, zumal als Quelle die Chronik Pfr. Lünkers (wohl die Pfarrchronik) und nicht das Kirchenbuch angegeben wurde, in dem die Einquartierung ebenfalls ausführlich vermerkt ist. S. Becker

## Kleine Mitteilung

**Kirmesschlägereien in der „guten alten Zeit“.** Wir wissen ja, dass die sprichwörtliche „gute alte Zeit“ eine rhetorische Floskel ist, eine Projektion aus der Unzufriedenheit mit der jeweiligen Gegenwart in eine Vergangenheit, die weit harmonischer geschildert wird als sie wirklich war. Das wird auch in dem feinen Vierzeiler angesprochen, der die Klagen konterkariert: „Die Leute sagen immer, die Zeiten werden schlimmer. Die Zeiten bleiben immer, die Leute werden schlimmer.“ Und es kommt auf die Perspektive an, wie eine Zeit, die man in Kindheit und Jugend erlebt hat, im Nachhinein bewertet wird. So sind etwa die Kirmesfeiern der alten Zeit recht unterschiedlich in Erinnerung geblieben. In der Chronik Niederwalgern 2010 habe ich die Erinnerungen des Malers Carl Bantzer an ein Kirmesfest zitiert, in denen er die dörfliche Geselligkeit rühmte und darin Inspirationen für seinen „Schwälmer Tanz“ fand: „In Niederwalgern hatte ich einmal etwa 1883 einen Kirmesabend erlebt, der das Tollste an ausgelassener Fröhlichkeit war, was man sich vorstellen kann. Alles war in taumelnder Freude, die Burschen warfen die leergetrunkenen Gläser hoch in die Luft, so daß sie beim Niederfallen am Bretterfußboden zerschellten, und in den Scherben stampften sie dann tanzend, singend und juchzend herum. Die Alten saßen trinkend und singend an ihren Tischen, und auf leeren Tischen und Bänken standen die Kinder und sahen dem Schauspiel zu. Auf einem Leiterwagen, der unter einem großen Apfelbaum stand und über den zeltartig ein Wagentuch gespannt war, spielte die Musik, aus der die jubelnde Klarinette alles andere übertönte. Hinter dem Ganzen baute sich das Dorf mit seiner hochgelegenen Kirche auf. Dieses Erlebnis machte zwar einen sehr starken Eindruck auf mich, aber ich war zu jener Zeit nicht in der Stimmung, einen solchen Vorgang zu malen. Es ließ mich aber nicht los, und als ich nach vielen Jahren mich imstande fühlte, eine solche Fröhlichkeit innerlich selbst mitzerleben, wollte ich den Kirmesabend malen. Mein Arbeitsgebiet war inzwischen die Schwalm geworden und ich hoffte, dort auf den Kirmessen etwas Ähnliches wie in Niederwalgern zu erleben, aber vergeblich. So viel Kirmessen ich auch besuchte, nirgends sah ich etwas, was an Niederwalgern erinnerte. An der Schwalm ging alles ruhiger und in gemessenen Formen vor sich, die vielleicht nur am Abend des dritten Kirmestages freier wurden“ (Bantzer, Hessen in der deutschen Malerei, S. 123f.). Das klingt nach eben jener „guten alten Zeit“. Doch in den Erinnerungen des Superintendenten i.R. Gottfried Schmidmann (Ich denke der alten Zeit, abgedruckt in: Deine Kirche, Gemeindeblatt des Kirchenkreises Marburg-Land, Dreihausen [1952]) ist die Perspektive etwas differenzierter und kritischer gewählt worden, und darin wird nicht nur eingeräumt, dass diese Feiern nicht immer friedlich ausgegangen sind, vielmehr werden die Exzesse auch in einen Kontext der zunehmenden politischen Agitation und aggressiven Hetze dieser Zeit gestellt. Gottfried Schmidmann, geboren 14.2.1874 in Fronhausen, war viertes Kind des Fronhäuser Pfarrers Karl Schmidmann, der 1862/63 als Pfarrassistent für den erkrankten Pfarrer Theodor Hampe die Pfarrei Niederwalgern versehen hatte (vgl. Hack, Marlene: Pfarrer in Fronhausen, in: Von Essen nach Hessen. 850 Jahre Fronhausen 1159-2009, S. S. 591-606, hier S. 599f.). Gottfried Schmidmann wurde Pfarrer in Caldern, hielt aber seine Erinnerungen an Kindheit und Jugendzeit in Fronhausen ausführlicher fest. Darin schrieb er zu den 1880er Jahren, „die politische Verhetzung und Aufwüh-

lung, besonders durch den Demagogen Otto Böckel und seine antisemitische Bewegung“, habe auch zu Unruhe und Zwietracht in den Dörfern geführt, und bemerkte anschließend: „die Kirmes entartete immer mehr und endete nur zu oft in wüsten Ausschreitungen und Schlägereien mit der Wagenrunge, der oberhessischen Traditionswaffe“. Dass er mit dieser Erinnerung nicht falsch lag, klingt in den Einträgen einer handschriftlichen Chronik des Rentanten Heinrich Böth aus Niederwalgern an, der 1881 notierte: *Bei einer Kirmes zu Holzhausen am 6ten Oktober 1881 kam es zu einer heftigen Schlägerei, wobei Christoph Hormel von hier durch einen Schlag ein Auge verlor.* Dass auch die zerschellten Gläser, von denen Bantzer berichtete, nicht immer bloß Folgen ausgelassener Fröhlichkeit waren, wird in einem weiteren Eintrag zu Ausschreitungen während einer Kaisergeburtstagsfeier deutlich: *Am 22. März 1884 als am Geburtstag Kaiser Wilhelm I., es war an einem Samstag, kam es bei Gelegenheit der Feier desselben durch den hiesigen Gesangverein zu später Stunde in der Heuserschen Wirtschaft [dem „Krug zum grünen Kranz“, später Gastwirtschaft Carle, heute Arztpraxis in der Gießener Straße] zu einem Streite, wobei einer der Burschen ein Glas auf dem Tisch entzwei schlug, wovon ein Splitter einem Unschuldigen in das rechte Auge flog. Derselbe wurde in Marburg operiert und sehr entstellt.* Gewiss wird die fortgeschrittene Trunkenheit „zu später Stunde“ eine große Rolle gespielt haben, aber politische Auseinandersetzungen mögen auch mitgewirkt haben, gerade in einem Dorf wie Niederwalgern, in dem die Sozialdemokraten mit Heinrich Lauer einen renommierten und im Dorf angesehenen Parteigenossen hatten, 1890 auch Kandidat für die Reichstagswahlen. Sein Arrest wegen Majestätsbeleidigung wird noch in frischer Erinnerung gewesen sein, und der Gesangverein, ganz den patriotischen Idealen und dem nationalen Pathos des Chorwesens im Kaiserreich verpflichtet (vgl. Klenke, Dietmar: Der singende „Deutsche Mann“. Gesangvereine und deutsches Nationalbewusstsein von Napoleon bis Hitler. Münster 1988), musste geradezu Widerspruch provozieren. Der Verein in Niederwalgern, der sich gerade in Gründungseuphorie befand und „durch unglückliche Umstände ... wieder auseinanderfiel“, wie es in der Vereinschronik heißt (vgl. Teves, Elke: Gemischter Chor „Liedertafel“ Niederwalgern. In: Niederwalgern 1235-2010, S. 794-800), wurde erst 1921 wieder gegründet. Damit ist nun auch der Unglücksfall geklärt, den der Chronist zum Bedauern der Autorin verschwiegen hatte. S. Becker

## Bücherschau

**Denkmalpflege & Kulturgeschichte Heft 4 2014.** In diesem Heft der Denkmalschutz-Zeitschrift ist auf den Beitrag von Angela Kreuz und Nina Lutz aufmerksam zu machen: *Indizienprozess. Zur Datierung und Deutung der hallstattzeitlichen Anlagen von Niederweimar, Lkr. Marburg-Biedenkopf, und Hünfeld-Mackenzell, Lkr. Fulda*, S. 11-16. Darin werden die Ergebnisse der Grabungen in der Allna-Aue im Vorfeld der Bauarbeiten zur Ortsumgehung Niederweimar mitgeteilt. Interessant sind neben den Befunden zu Hausgrundrissen, Zaun- und Toranlage die archäobotanischen Befunde mit erstaunlich vielfältigen Nutzpflanzennachweisen (v.a. Echte Hirse, Emmer, Gerste, Einkorn, Dinkel, Spelzweizen, Nacktweizen, Linse, Leindotter, Hülsenfrüchte und Schlafmohn). SB



# Das Soldatengenesungsheim Niederweimar

von Hans Schneider

„In der Zeit vom Oktober 1914 bis Ende des Jahres 1915 befand sich in der alten Schule in Niederweimar (ehemalige Gemeindeverwaltung), Huteweg 4, ein Soldatengenesungsheim, das vom Kirchenkreis Oberweimar und vom Gutsbesitzer in Germershausen betrieben wurde.“ So heißt es im Vorspann des Krankenjournal, das in Buchform vorliegt. In den knapp zwei Jahren des Bestehens der Einrichtung wurden ca. 120 Soldaten behandelt. Die verletzten und eingelieferten Soldaten kamen von verschiedenen Truppeneinheiten und auch aus Heimatländern im gesamten deutschen Reich. Vom Norden und Westen sowie aus dem Süden, also Bayern, und im Osten von Schlesien, Ostpreußen und Pommern. Die Verletzungen der vom Kriegseinsatz eingewiesenen Soldaten waren vielschichtig. So werden

aufgeführt: Beckenschuss, Blasenleiden, Brustschuss, Schuss im rechten Unterschenkel, Lungenschuss, Magenbeschwerde, Nervenkrankheit, Typhus, Granatsplitter im Rücken usw. Die Soldaten mit Verletzungen oder Störungen, die außerhalb einer Klinik behandelt werden konnten, wurden hier eingeliefert. In der Regel wurden sie nach Genesung ihrer Truppen-Einheit wieder zugeführt. Es ist genau registriert, welche Behandlungen an den Soldaten vorgenommen worden sind und welche Medikamente ihnen verabreicht wurden. Aber es wurden auch Krankheitsfälle festgestellt, die in der hiesigen Krankenstation nicht abschließend behandelt werden konnten und ins Krankenhaus überwiesen wurden. Aber das waren wenige.



Im Bild sind verwundete Soldaten mit dem Pflegepersonal und Hilfskräften aus unserem Ort zu sehen. Links in der zweiten Reihe stehend „Hecks Els“, verheiratet nach Lohra, das Kind in Tracht ist Elisabeth Dörr „Hannshennisch Bettche“ und Elisabeth Grebe „Hanpetersch Els“ auf der Treppe vor dem Genesungsheim.

Das Heim unterlag natürlich ärztlicher Kontrolle. Das Krankenjournal wurde mir von Frau Meißner aus Oberweimar übergeben. Nach deren Auskunft sei das Buch bei Aufräumarbeiten in Fronhausen zufällig gefun-

den worden. Wahrscheinlich hat das etwas mit dem damaligen Hausarzt Dr. Wiegand zu tun, der auch für Niederweimar und somit auch für das Genesungsheim zuständig war.

Das Kriegsministerium in Berlin erließ am 9. Oktober 1914 eine Verfügung, die ich hier im Wortlaut wiedergebe: *„Wenn die Unterkleidung (Hemd, Unterhose, Strümpfe) der in den Lazaretten eingelieferten Mannschaften sich in einem derartigen Zustande befindet, dass eine ordnungsgemäße Reinigung und Ausbesserung nicht zugänglich ist, sind rechtzeitig vor der Entlassung aus dem Lazarett die notwendigen Stücke nach der Verfügung des Unterkunfts - Departements vom 23.9.1914, bei den Einsatztruppenteilen zu beantragen. Für den Fall, dass deren Überweisung aus irgend einem Anlass auf unvorhergesehene Schwierigkeiten stoßen sollte, sowie wenn eine vorzeitige Entlassung der Kranken oder seine Überführung in ein anderes Lazarett in Frage kommt, ist die fehlende Unterkleidung aus Lazarettbeständen zu verabfolgen und nach Friedensschluss die Erstattung der Kosten nach dem Schätzwert oder bei neuen Stücken nach den Etatpreisen bei den zuständigen Truppenteilen zu beantragen. Ferner dürfen für verwundete Mannschaften, die mit zerschnittenen usw. Hosenträgern, deren Instandsetzung nicht mehr möglich ist, oder ganz ohne solche in die Lazarette aufgenommen werden, für Rechnung des Kriegsjahretats Hosenträger beschafft und ihnen bei der Entlassung aus dem Lazarett unentgeltlich mitgegeben werden. Diese Bestimmungen finden auch Anwendung auf die in Privatkrankenkassen-Anstalten, Kliniken und dergleichen aufgenommenen Mannschaften. Der stellvertretende Militär-Inspekteur der freiwilligen Krankenpflege ist ersucht worden, gleiche Anordnung hinsichtlich der vom Roten Kreuz usw. eingerichteten Lazarette zu treffen. Sollten diese nicht über genügende oder geeignete Vorräte verfügen, oder deren Beschaffung an Ort Stelle nicht zugänglich sein, so ist Anträgen der Vereins- usw. Lazarette auf Überweisung der nötigen Unterkleidung von den Militärlazaretten sofort Folge zu geben. Die Vereins-usw. Lazarette werden den abgegebenen Stellen zwecks späterer Erstattung der Kosten durch den zuständigen Truppenteil. Name und Truppenteil sowie Quittung der*

*eingekleideten Mannschaften angegeben. gez. Unterschrift“.*

Eine weitere Verfügung des Kriegsministeriums vom 14.9.1915 hat in abgekürzter Form folgenden Inhalt: *„Zur Deckung des Bedarfs an Fett müssen alle Quellen für die Fettgewinnung nutzbar gemacht werden. Es kommt auf eine sachgemäße Absonderung und Gewinnung der in den Spülwässern der Truppenküchen, Kantinen, Lazaretten usw. enthaltenen Fettbestandteile in Frage. Seitens des Kriegsausschusses für pflanzliche und tierische Fette wird der Fettfänger „System Bovermann“ als geeignete Einrichtung zum Auffangen des Fettes in den Spülwässern bezeichnet. Das anfallende Fett ist an den Kriegsausschuss zu liefern. Der Kriegsausschuss hofft, für 100 kg Spülwasser 40 Mark zahlen zu können. Bemerkt wird, dass auch andere Fettfänger-Systeme gewählt werden können. Das gewonnene Fett ist dem Kriegsausschuss zur Verfügung zu stellen. Die Erlöse aus dem Fett sind der Kriegskasse zuzuführen.*

Die zuletzt genannte Verfügung wird für den heutigen Leser kaum nachvollziehbar sein, dass aus Spülwasser und sonstigen Küchenabfällen Fette gewonnen werden mussten, die wieder in den Verzehr zurück fließen sollten. Es muss bei der Ernährung große Not geherrscht haben.

Beim Durchstöbern des Kriegsjournals habe ich festgestellt, dass folgende Soldaten aus unserer heutigen Gemeinde Weimar mit ihren 12 Ortsteilen in der Einrichtung behandelt worden sind: Heinrich Winhauer aus Oberweimar, Johannes Hormel aus Roth, Georg Wolf aus Argenstein, Dietrich Müller aus Wenkbach, Johannes Will aus Allna, Johannes Müller aus Allna, Georg Kuhl aus Niederweimar, Philipp Herrmann aus Niederweimar, Adam Muth aus Niederweimar, Georg Scheldt aus Niederweimar und Christian Schleich aus Niederweimar.

Sollten Fragen zu den damaligen verwundeten Soldaten als Angehörige bestehen, so kann das Krankenjournal bei mir im Gemeindearchiv eingesehen werden.

# Von der Sense bis zum Mähdrescher

## Stationen der Erntevorgänge: Sense/ Sichel, Schneidemaschine, Flegelmaschine, Selbstbinder, Dreschmaschine und heute der Mähdrescher

von Hans Schneider

### Die Sense

Das Mähen: Das Schneiden des Grases und des Getreides mit Sichel oder Sense geht weit über das frühe Mittelalter hinaus. In der Literatur sieht man ein Bild von um 850, in dem ein Bauer mit einer Sense gezeigt wird. Das bedeutet, dass das Werkzeug zu dieser Zeit schon erfunden war und nun nach weit über 1000 Jahren immer noch zum Einsatz kommt, wenn auch nur in wenigen Fällen. Während der Bauernkriege 1525 und in den folgenden Jahrzehnten diente die Sense auch als Waffe, Sturmsense wurde sie genannt, die den Tod bringen konnte. Im Volksmund wird heute noch vom „Sensenmann“ gesprochen, der mit dem Tod eines Menschen verbunden ist.

Sensen haben für Flächenarbeiten in der Landwirtschaft keine Bedeutung mehr. Aber sie werden noch hergestellt. Besonders im Forstbetrieb kann auf Sensen nicht verzichtet werden. Hierfür gibt es Sonderformen zum Freischneiden junger Baumbestände. Die beginnende Technisierung im 18. Jahrhundert drängte die Sense in den Hintergrund.

Ich kann mich erinnern, dass meine Eltern, als ich noch Junge war, das Futter für unsere Kühe mit der Sense gemäht haben. Auch kleine angelegte Getreidefelder von Nebenerwerbslandwirten wurden mit der Sense abgeerntet, weil sich hierfür der Maschineneinsatz nicht lohnte, bzw. nicht möglich war. Ich denke an die Rodung und den Anbau von Getreide auf kleinen Flächen am damals noch unbebauten Weinberg, wo sich Heimatvertriebene oder Flüchtlinge, auch sonstige Einheimische das Grundnahrungsmittel „Brot“ in den Nachkriegszeiten anbauten. In meinem ehemals erlernten Beruf als Stellmacher hatte ich noch einen größeren Kundenkreis, für den ich Sensenstiele (Sensenwurf) hergestellt oder Sensen gedengelt habe.

Die Sense hat durch andere technische Geräte, wie Mähmaschine, Mähbinder, Mähdrescher und auch durch die Motorsense und Rasenmäher ihre Bedeutung weitgehend verloren. Nach Erzählungen meiner Vorfahren ging man zum Mähen einer Wiese mit der Sense frühmorgens gegen 3 oder 4 Uhr los. Das Gras ließ sich durch den über Nacht gebildeten Tau

leichter schneiden. Trotzdem war das Mähen mit der Sense großer Flächen Schwerstarbeit. Der Gebrauch einer Sense führte oft, besonders bei Ungeübten, zu Unfällen, vor allem Kinder waren hiervon betroffen.



Eine Mäherin mit der Sense, die hier für den Selbstbinder eine Lage vorschneidet. Unterbleibt das Vorschneiden, dann wälzt sich die Schneidemaschine durch das stehende Getreide und es gehen Körner verloren.

### Die Mähmaschine

Nach der Literatur wurde die erste Mähmaschine für Getreide im Jahr 1826 von einem schottischen Pfarrer erfunden. 1831 baute Mc. Cormick, ebenfalls ein Schotte, eine Getreidemähmaschine, die er zum Patent anmeldete. Diese Maschine diente zunächst nur für den Getreideschnitt. 1851 wurde in England die erste Grasschneidemaschine vorgestellt. Für all diese Maschinen wurden Zugtiere benötigt. Der Fingermähbalken war das gebräuchlichste Schneidwerk, ehe es von dem heutigen Kreiselmähwerk abgelöst wurde. In den 1950er und 1960er Jahren kamen vermehrt die Traktoren auf, die die Zugtiere ablösten. Aber auch bei den Erntearbeiten des Getreides mit der Mäh-

maschine wurden viele Hände gebraucht. Die Halme lagen in Reihen (Schwaden), mussten von Menschen aufgehoben und zu Bündeln / Garben geschnürt werden.

In der Regel wurden diese Tätigkeiten von Frauen ausgeführt. Ich sehe noch heute die Trachtenfrauen mit ihren weißen Kopftüchern in glühender Hitze, mit Schweißperlen auf der

Stirn, die anstrengenden Arbeiten verrichten. Als Getränk gab es Kaffee von selbst geröstetem Roggen oder Gerstenkörnern. Die Garben wurden zum Trocknen als Haufen zusammengestellt. Nach einigen Tagen, je nach Witterung, fuhr man sie in die Scheune, wo sie bis zum Dreschen zwischengelagert wurden.



Mähmaschine im Einsatz um 1910. Das von der Maschine geschnittene und in Reihen liegende Getreide wird von den Frauen „aufgerafft“ und zu Gebündeln abgelegt.

### Die Flügelmaschine

Die Flügelmaschine war eine verbesserte Mähmaschine. Sie kam etwa um 1920 auf den Markt. Die Maschine besaß ein großes Flügelrad, womit die Getreidehalme in gegensätzlicher Fahrtrichtung gebogen wurden, ähnlich bei den heutigen Mähdreschern. Hinter dem Mähbalken war ein Blech, worauf mit Hilfe des Flügelrades eine Garbenmenge abgelegt wurde. Das mühselige Aufheben der Halme entfiel nun. Aber die Gebinde mussten trotzdem zu Garben gebunden werden.

Diese Maschine hat sich nicht so richtig durchgesetzt, war sie doch keine große Hilfe. Es wurde auch hierzu viel Personal benötigt. Ein mir bekannter Landwirt aus Nesselbrunn berichtete, dass eine solche Maschine bei ihnen

im Einsatz war. Er sagte: *„Ich war ein Junge von etwa 10 Jahren. Wir waren bei der Ernte, es war heiß, das Ungeziefer setzte den Pferden zu. Plötzlich, wie aus heiterem Himmel erschrakten die Pferde, sie scheuten, und hauchten mit der Maschine ab Richtung Hof. Vater war nicht in der Lage, die Tiere zu bändigen. Auf dem Hof angekommen, war von der Flügelmaschine nicht mehr viel übrig. An den Straßenbäumen waren die Gestelle der Maschine hängen geblieben und zerbrochen. Vater hat gesagt: „Jetzt kaufen wir einen Selbstbinder“.* Selbstbinder waren Anfang der 1930er Jahre auf den Markt gekommen und stellten eine wesentliche Verbesserung beim Einbringen der Ernte dar.



Flügelmaschine mit Personal etwa um 1930 /1935

### **Der Selbstbinder**

Mit der Erfindung des mechanischen Knoters (Binder) im Jahr 1857 in den USA wurde es möglich, Maschinen zu bauen, die das Getreide voll mechanisiert zu Garben banden. In Deutschland wurden die ersten Mähbinder durch die Firma Krupp 1927 produziert. Der

Einzug des „Selbstbinders“ in unserem heimischen Raum geschah um das Jahr 1935. Bis etwa zum Jahr 1955 war der Selbstbinder eine nicht wegzudenkende Erntemaschine der bäuerlichen Großbetriebe. Er brachte eine spürbare Erleichterung beim Ernten des Getreides.



Der Selbstbinder war in der Zeit um 1939 bis 1960 im Einsatz. Es war eine Erntemaschine, die das Getreide mähte und zu Garben gebunden abwarf.

Bisher wurde aufgezeichnet, wie die Arbeitsabläufe auf den Feldern in den letzten 100 Jahren vorstättengingen, und wie sich die Erntemaschinen in technischer Hinsicht entwickelt haben. Aber die Getreidekörner waren noch in den Ähren enthalten. Nach dem Abtrocknen der Gebinde auf dem Feld wurden diese in die Scheune gefahren. Hier wurden sie nach einer

kurzen Lagerung in die Scheunentenne zurückgeholt, um mit dem Dreschflegel die Körner aus den Ähren zu entfernen. In den Jahren um 1910 kamen die Dreschmaschinen auf den Markt, was für die Menschen eine große Erleichterung bedeutete. Jedoch war auch hiermit ein hoher Personalaufwand verbunden.



Eine Dreschmaschine in Funktion

### Der Mähdrescher

Aus der Kombination Mähmaschine und fahrbarer Dreschmaschine entstanden die mobilen Mähdrescher. In den USA wurde schon 1834 eine Maschine entwickelt, die das Getreide mähen, dreschen und reinigen konnte. Diese Maschine wurde 1836 patentiert. Bis zu 40 Pferde waren erforderlich, um dieses Monster zu ziehen. 1886 erschien in Amerika auch der erste von einer Dampfmaschine getriebene Mähdrescher. Der Kessel wurde mit dem ausgedroschenen Stroh befeuert. In Deutschland wurde der erste selbst fahrende Mähdrescher von der Firma Fahr im Jahr 1951 auf der DLG in Hamburg präsentiert. Nur wenige Jahre später hielt der Mähdrescher auch in unseren

Dörfern Einzug. Noch waren auch hierbei Hilfskräfte benötigt, die die Säcke mit den Getreidekörnern bewältigen mussten. Später erhielten die Maschinen Getreidetanks, sodass eine Person die Maschine bedienen konnte. Die bäuerlichen Familienbetriebe standen in den 1960er Jahren durch sinkende Erzeugerlöhne unter starkem wirtschaftlichen Druck. Die Preise für ihre Waren sanken. Sie sicherten nicht mehr ein geregeltes Einkommen. Daher entstanden – gefördert durch Bund und Land – in den 1960er Jahren in Dörfern Maschinengemeinschaften, die die neu erworbenen Maschinen gemeinschaftlich nutzten. Hierzu zählten auch die Mähdrescher und sonstige Ernte-

maschinen, bzw. Acker-Bearbeitungsgeräte (Quelle: Wikipedia). Ich merke an: Mit den gemeinschaftlich angeschafften Maschinen und Geräten, durch Zuschüsse gefördert, wurde eine korrekte Buchführung verlangt. Diese Aufgabe hatte man mir übertragen. Die Anschaffungskosten der Maschinen mussten auf die teilnehmenden Betriebe nach ihren Größen umgerechnet werden. Das gleiche galt auch für die Nutzung und für Reparaturkosten. Der Bund oder das Land als Förderer verlangten jährlich einen Bestandsbericht.

Diese Maschinengemeinschaften hatten nicht lange Bestand. Sie lösten sich Zug um Zug wieder auf. So auch die unsrige. Bis auf Wenige gaben viele Landwirte ihre Betriebe ganz auf oder sie bewirtschafteten diese nach Feierabend. Man nennt sie ironischer Weise „Feierabendlandwirte“. Die wenigen verbliebenen Großbetriebe bewirtschafteten die Ländereien derer mit, die ihre landwirtschaftlichen Betriebe eingestellt haben. So ist eine über Jahrhunderte geprägte dörfliche Kultur zu Ende gegangen.

### Kleine Mitteilungen

**Marburger Sippenbuch online.** Für alle, die sich genealogisch oder regionalgeschichtlich mit der Marburger Landschaft beschäftigen, ist das von Kurt Stahr und einigen Mitarbeitern in akribischer Quellenarbeit erstellte, aus 23 Bänden bestehende Marburger Sippenbuch eine unverzichtbare Hilfe. Studienrat Dr. Kurt Stahr (1881 Hagenow/Mecklenbg. - 1968 Marburg), Lehrer in Stallupönen/Ostpr. und Osterburg/Altmark, übersiedelte in seinen Studienort Marburg und setzte die von Otto Stölzel begonnene genealogische Recherche in den Marburger Kirchenbüchern fort, Grundlage einer gewaltigen Zettelkartei, aus der 1950 bis 1966 das Sippenbuch entstand; es umfasst den Zeitraum zwischen 1500 und 1850. Bisher war die Benutzung etwas schwierig, da das Werk nicht gedruckt, sondern nur als Typoskript in vier oder fünf Exemplaren vorlag (u.a. Staatsarchiv Marburg, Marburger Universitätsmuseum, Gesellschaft für Familienforschung in Kurhessen und Waldeck GFKW); es konnte aber im Lesesaal des Staatsarchivs eingesehen werden. Jetzt ist durch die GFKW und das Engagement von Holger Zierdt, der die Digitalisate erstellte, das Sippenbuch online gestellt ([http://wiki-de.genealogy.net/Marburger\\_Sippenbuch](http://wiki-de.genealogy.net/Marburger_Sippenbuch)). Die Seite steht mit freundlicher Genehmigung der Erben für nichtkommerzielle Nutzung kostenlos zur Verfügung und bietet mit Namensverzeichnis und Ortsverzeichnis komfortable Recherchemöglichkeiten. Zudem können alle Benutzer, denen notwendige Korrekturen oder Ergänzungen auffallen, diese direkt eingeben oder sich an Christopher Ernestus wenden, dem wir die vorzügliche Marburger Stadtschrift 81 „Tagelöhner, Zunftmeister, Stadtschreiber“ (vgl. [http://ernestus-family.org/marburg/Presse\\_MNZ\\_17.8.05.jpg](http://ernestus-family.org/marburg/Presse_MNZ_17.8.05.jpg)) verdanken. Um zu verdeutlichen, dass das Marburger Sippenbuch keineswegs nur für die lokalgeschichtliche Forschung in der Stadt Marburg Informationen bereithält, sei hier ein Beispiel für Niederwalgern angefügt.

Wer sich gewundert hat, warum das Anwesen in Niederwalgern Kirchgasse 4 mit Hausnamen *Schoulmestersch* heißt, dort aber seit Generationen der Familienname Eidam überliefert ist, es nie einen Schulmeister Eidam in Niederwalgern gegeben hat und nur zwei Generationen der früheren Besitzer Bodenbender im 18. Jahrhundert den Schuldienst versahen, findet in Bd. 9, S. 170, die Erklärung: Wir finden hier den Johann Caspar Eidam (Nr. 12.905), luth., Sohn des Johann Eidam in Ockershausen (Nr. 12.904) und der Anna Elisabeth geb. Seip,

der 1771 die ledige Elisabeth Dorothea Bodenbender, Tochter des Schulmeisters Tobias Bodenbender in Niederwalgern heiratete. Allerdings zeigt dieser Eintrag auch, dass die Angaben jeweils überprüft werden sollten: das Datum der Trauung war nicht wie angegeben 21.6., sondern 30.5. (KB Niederwalgern 1675-1800, Copulationsregister 1771), und der Schwiegervater war auch noch nicht wie angegeben verstorben; er starb erst am 11.4.1778 im Alter von 72 Jahren (ebd., Sterberegister 1778). Das Paar zog ins elterliche Haus nach Niederwalgern, das der Großvater der Braut nach Antritt seiner Schulstelle 1701 mit einigem Land erworben hatte (vgl. Becker, S.: Notizen zur älteren Schulgeschichte des Dorfes. In: Niederwalgern 1235-2010. Ereignisse und Erinnerungen aus 775 Jahren. Weimar/Lahn 2010, S. 345-364). Da ja in der weiblichen Linie die Familienkontinuität gewahrt blieb, konnte auch der alte Hausname weitergeführt werden; ein Zufall ist zudem, dass der Familienname „Eidam“ die alte, im 18. und sicher auch im frühen 19. Jahrhundert noch geläufige Bezeichnung für den Schwiegersohn war, sogar in der Bedeutung des Namens mithin noch eine Erinnerung an den alten Schulmeister Bodenbender erhalten blieb.

Das Marburger Sippenbuch ist also für erste wie auch für vertiefende Recherchen nicht nur zur Marburger Stadtgeschichte, sondern auch zu den Orten der Marburger Landschaft, ja weit darüber hinaus, eine wichtige Hilfe, zumal etwa in Niederwalgern die Kirchenbücher vor Ort nicht mehr zur Verfügung stehen. Sie wurden nach Kassel ins Zentralarchiv der Ev. Kirche für Kurhessen und Waldeck abgegeben; die inzwischen eingerichteten Recherchemöglichkeiten im Kirchenbuchportal Archion (<https://www.archion.de/>) sind, wenn auch zu moderaten Preisen, kostenpflichtig. S. Becker

**Ausstellung Stadt Land Schloss.** Das Marburger Universitätsmuseum für Kulturgeschichte zeigt im West- und Südflügel des Schlosses eine Ausstellung „Stadt Land Schloss. Eine kulturgeschichtliche Reise durch das Landgrafenschloss Marburg“, in der seine wechselvolle Geschichte als Residenz, Stockhaus, Staatsarchiv und Museum mit zahlreichen, bisher zumeist noch nicht gezeigten Exponaten aus den Sammlungsbeständen anschaulich gemacht wird. Auch für Besucher aus den Dörfern der Marburger Landschaft finden sich zahlreiche interessante Objekte, die es genauer anzuschauen lohnt.

# Flüchtlinge vor 70 Jahren und heute

von Michael Endter

Die Waffen schwiegen am 8. Mai 1945. Es war der Tag der deutschen Kapitulation. (Heute setzt sich mehr und mehr der Begriff der ‚Befreiung‘ durch.) Die Kämpfe, auch die letzten verzweifelten Abwehrkämpfe, waren zum Stillstand gekommen. Der mühsame Wiederaufbau des staatlichen Lebens konnte beginnen. Zuerst von den Gemeinden über die Landkreise, Bundesländer hin zum Bund, der im Westen allmählich aus den drei alliierten Besatzungszonen entstand.

Was nicht zum Stillstand kam, war der gewaltige Strom der Flüchtlinge ‚aus dem Osten‘. Mit Hand- und Leiterwagen, mit Pferden oder einfach zu Fuß bewegten sich Millionen von Heimatvertriebenen und Flüchtlingen Richtung Westen. 12 bis 14 Millionen sind es gewesen, die im Westen aufgenommen und integriert werden mussten.

Wie sah das in unserer Heimat aus? Man muss sich erinnern, dass es ‚den Staat‘ eigentlich oberhalb der lokalen Ebene nicht mehr gab. Es gab den Bürgermeister, meist von den Siegermächten eingesetzt, mehr *Staat* existierte in unseren Dörfern erstmal nicht. Keine geeigneten Gebäude wie Turnhallen, Bürgerhäuser, die man zur Erstaufnahme hätte nutzen können. Hans Schneider erzählt, dass der Bürgermeister von Niederweimar beispielsweise einmal vom Marburger Landrat die Aufforderung bekam, sich am kommenden Vormittag „mit sechs Gespannen“ am Bahnhof von Niederwalgern einzufinden, um dort Flüchtlinge abzuholen. Deren Anzahl wurde ihm (wohlweislich) nicht genannt.

Er musste also zu den Bauern gehen, um die Gespanne zu organisieren. Die Flüchtlinge wurden in Empfang genommen und waren dann auf die Privathäuser zu verteilen. Dies hieß nichts anderes, als dass der Bürgermeister von Haus zu Haus gehen und den Bewohnern mitteilen musste, Ihr habt noch ein Zimmer frei, das müsst ihr für eine Flüchtlingsfamilie räumen.

Am *Erzählnachmittag* im Juni 2015 in der Alten Kirche berichtete eine Frau, was sie dabei als Kind erlebt hatte: Die Mutter war mit ihren drei Kindern, alles Deutsche, aus Schlesien vertrieben worden, der Vater war vermisst. Die vier Personen standen also vor dem Bauernhof in Niederweimar, nur begleitet von

dem Bürgermeister. Da stürzte die Bäuerin mit aufgelöstem Haar aus dem Haus: „Wir wollen keine Zigeuner!“ Welch schreckliche Situation, vor allem für die Kinder. Nun hätte der Bürgermeister die Aufnahme erzwingen können. Aber er wusste, dass die Familie hier keine gute Zeit haben würde. So verließ die kleine Gruppe stumm den Hof, um ihr Glück auf einem anderen Bauernhof zu versuchen. Dort wurden sie herzlich aufgenommen und konnten über Jahre in einer freundlichen Atmosphäre leben. Noch heute berichtet die Erzählerin in warmen Worten von dieser – im echten Sinne – christlichen Bauersfamilie.

Viele ‚Neubürger‘ mussten untergebracht werden. Dazu einige Zahlen: So stieg die Anzahl der Einwohner von 1939 bis 1946 in Niederweimar um 51% (von 745 auf 1124), Oberweimar um 56% (von 333 auf 521) Niederwalgern um 40% (682 auf 957) Roth um 42% (545 auf 773) und Stedebach gar um 127% (45 auf 102). Hierbei handelt es sich ganz überwiegend um den Zuzug von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen.

Wovon lebten nun die Neuankömmlinge? Es gab wohl eine Art ‚Armenhilfe‘, die – soweit recherchierbar - von der Ebene des Landkreises kam. Wenige Reichsmark. Manchmal gab es kleine Arbeiten für Tagelohn. Man konnte auf dem Feld arbeiten. Der Anfang war bitter und mühsam. Und oft demütigend. An eine ‚Willkommenskultur‘ erinnert sich niemand.

Die Gemeinden selbst waren bitterarm, sie hatten außer den Grundsteuern fast keine Einnahmen. Als Beispiel mag dienen, dass Niederweimar für die Ziegenhalter des Dorfes eine „Deckstelle“ für zwei Ziegenböcke errichten wollte, ein Häuschen an der Allna. Der gesamte Bau sollte 148 Mark kosten. Dies konnte die Gemeinde nicht aufbringen. Schließlich wurde die Errichtung möglich, nachdem über eine Spendenliste von allen Interessierten, wie Bauern und Ziegenhaltern, dieser Betrag aufgebracht worden war. (Die Älteren erinnern sich an den ‚Bau auf der Reisbach‘, der reisende Bach, in der Nähe des Alten Dorfes, als Kinder rätselten wir über die Bedeutung des Schildes „Deckstelle nur für Niederweimar“, heute hat dort, nach weiteren Umbauten, der



Kaninchenzüchterverein seine Heimat gefunden.)

Im Frühjahr des Jahres 2015 schwillt die Zahl der Flüchtlinge, die in Deutschland um Asyl bitten, sprunghaft an. Sie kommen überwiegend aus dem Mittleren Osten (Irak, Syrien, Afghanistan) und Nordost-Afrika (Somalia, Eritrea). Die meisten haben einen langen, bitteren Weg hinter sich, entweder über die ‚Balkanroute‘ oder übers Mittelmeer, meist von Libyen nach Italien. Viele verloren dabei ihr Leben. Von dem Weg und seinen Strapazen wird an anderer Stelle noch zu berichten sein.

In Oberweimar wie in Schröck befindet sich eine Ausbildungsstätte der Firma Medi Learn, die Medizinstudenten durch ihr Universitätsstudium hilft. Diese Firma war dabei, ihren Standort zu verändern und bot dem Landkreis Marburg – Biedenkopf an, ihre Tagungsstätten nach einer Neueinrichtung an Flüchtlinge zu vermieten. Ein Vertrag kommt zustande und wird umgesetzt. Im Falle von Oberweimar heißt das, dass der Landkreis beschließt, in dem ehemaligen Jugendfreizeitheim 50 – 60 Flüchtlinge unterzubringen.

Dies wird von den Einwohnern Oberweimars mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Es gibt Flugblätter, mit denen die Aufnahme scharf abgelehnt wird, eine Unterschriftensammlung, für die an allen Türen geklingelt wird, hat das gleiche Ziel. Zugleich bildet sich eine Gruppe von Bürgern, überwiegend aus Oberweimar, aber auch aus den umliegenden Dörfern, die bereit ist, den Flüchtlingen zu helfen und sie willkommen zu heißen.

Am 7. Mai 2015 kommt es im Dorfgemeinschaftshaus zum Zusammentreffen der unterschiedlichen Gruppen. Anwesend sind auch der 1. Kreisbeigeordnete, mehrere mit den Flüchtlingen befasste Experten des Landkreises und der Bürgermeister von Weimar (Lahn). Die Meinungen prallen hart aneinander, die Beiträge bleiben aber überwiegend sachlich. Das wichtigste Argument der Gegner der Aufnahme ist, dass 60 Flüchtlinge bei nur 600 Einwohnern einfach zu viele seien. Und es wird Angst sichtbar, Angst um das Wohl der Kinder, Angst um das Eigentum („ich wohne nah bei dem Heim, kann ich noch meine Sachen im Garten liegen lassen und die Wäsche trocknen?“).

Als einmal die Frage gestellt wird, was das denn für Leute seien, die da kämen, kommt als Antwort: Es sind Menschen, da kommen Menschen.

Marian Zachow, der 1. Kreisbeigeordnete, sagt zu, dass in Oberweimar über die geplanten 50-60 keine weiteren Flüchtlinge untergebracht werden sollen; dies gilt auch für den Fall, dass Bürger bereit wären, eigenen Wohnraum in Oberweimar an Flüchtlinge zu vermieten.

Alles in allem verläuft der Abend friedlich („glimpflich“, sagt ein Teilnehmer), der uniformierte Polizeibeamte braucht nicht einzugreifen.

Zum Ende der Veranstaltung wird für den Spätsommer ein großes Willkommensfest für die neuen Bewohner und Kennenlern-Fest für die Einwohner von Oberweimar vereinbart. Die Kosten dafür wollen sich der Landkreis und die Gemeinde Weimar teilen.

Und dann kommen ab dem Juli die Flüchtlinge, sie kommen immer montags, geschickt von der überfüllten Erstaufnahmeeinrichtung in Gießen; scheue, junge Männer erst, mal drei, mal sechs. Für jeden veranstaltet der Betreuerkreis ein kleines Willkommen, es gibt ein gemeinsames Kaffee- oder Teetrinken, die zuvor Angekommenen bereiten etwas zu essen, kleine Gespräche und Informationen. Noch mehr freuen sich die ‚Neuen‘ über die Unterkunft, über die schönen Zimmer, die großen Küchen und Gemeinschaftsräume. Große Kühlschränke finden sie vor, Fernseher, Internet, Waschmaschinen, sogar eine Werkstatt für die Fahrräder, die nach und nach von Nachbarn aus alten Beständen verschenkt werden.

Die Betreuer übernehmen die ersten Fahrten mit den neuen Bürgern, Rathaus, Supermarkt in Niederweimar erkunden, Ausländeramt, Sozialamt. Der Landkreis stellt ihnen für eine geringe Eigenbeteiligung Bustickets für die Fahrt nach Marburg zur Verfügung, dies macht sie beweglich. Nun können sie die Intensiv-Deutschkurse der VHS in Marburg besuchen, später kommen die Dozentinnen auch zu ihnen nach Oberweimar zum Unterrichten.

Nach kurzer Zeit treffen auch Familien mit Kindern ein, diese finden einen Spielplatz auf der Wiese unter dem Pfarrhaus vor. Besucher werden oft von fröhlichem Kinderlachen begrüßt.



Flüchtlinge beim abendlichen Ballspiel. Im Vordergrund spielt ein Kind mit einem geschenkten Traktor

Alles glücklich? Nun ja, während die Syrer fast automatisch als Kriegsflüchtlinge eine Aufenthaltsbewilligung von zunächst drei Jahren bekommen, schwebt die Drohung der Nicht-Anerkennung, die zur Folge hat, dass die Betroffenen wieder das Land verlassen müssen, über den meisten der anderen Flüchtlinge. Und die Verhältnisse, in die sie dann zurückkehren müssten, etwa in Somalia, sind oft grausam. Niemand verlässt seine Heimat ohne Not. Ohne große Not. Sie haben alles aufgegeben, um ein besseres Leben in einem anderen Land zu finden. Und wenn sie dann von dort zurückgeschickt werden, mittellos und gescheitert, ist dies noch schlimmer, als wenn sie aus ihren elenden Verhältnissen gar nicht geflohen wären. Andererseits wissen auch die Flüchtlinge, dass die Deutschen, wie alle europäischen Staaten, nicht in der Lage sind, alle Flüchtlinge aufzunehmen, dass auch die Möglichkeiten eines reichen Landes zur Hilfe begrenzt sind. Dies Problem ist nicht lösbar, es kann immer nur Kompromisse geben, mit denen beide Seiten unzufrieden bleiben.

Das Begrüßungsfest findet am 27. September 2015 statt. Vormittags bauen die Helfer mit den ‚Gästen‘, wie sie mittlerweile genannt

werden, auf dem Gelände von ‚Pales Hof‘, der auch zu der Anlage gehört, Tische und Stühle auf, ein großer Grill wird angefahren, die Tische biegen sich unter einem reichlichen Büffet. Vieles davon wird von Bürgern Oberweimars mitgebracht. Diese kommen in großer Zahl Aus freundlicher Neugier, zum ‚Gucken‘ und Kennenlernen. Und sie wollen nicht mit leeren Händen kommen.

Und dann, ein bewegender Moment: Während die Politiker von Landkreis und Gemeinde kurze Ansprachen halten, mit denen sie die neuen Bürger willkommen heißen (der 1. Kreisbeigeordnete überrascht dabei mit einem Beitrag in englischer Sprache, den er zur Sicherheit anschließend auf Deutsch wiederholt), kommt plötzlich eine Gruppe der ‚Neubürger‘ um die Ecke, jeder trägt eine heimatliche Spezialität in der Hand, die er unbemerkt zubereitet hatte. Einer von ihnen, ein syrischer Ingenieur aus dem zerstörten Aleppo, hält eine kurze Rede in arabischer Sprache, glänzend übersetzt, er drückt den tiefen Dank seiner Landsleute und aller Bewohner aus für diese überwältigende Aufnahme und Freundlichkeit der Deutschen, für die Hilfe, die niemand so erwartet hätte.

Flüchtlingshilfe Weimar (Lahn)  
Gemeinsam - Miteinander - Füreinander



**1. KENNENLERNFEST**  
am Sonntag,  
dem 27. September 2015  
Beginn: 14:00 Uhr  
MEDI-LEARN Gelände,  
Koblenzerstraße,  
Oberweimar

Herzliche Einladung zu  
**Gesprächen + Informationen**  
rund um die Themen  
**Flüchtlinge in Weimar (Lahn)** bei  
Kaffee + Kuchen, kalten Getränken, Gebrülltem mit Beilagen  
sowie Speisen aus den Heimatländern unserer Gäste.

Für Ihre Kinder ist ein Kinderspielfeld vorhanden und Übersetzer für  
Ihre Kennenlerngespräche. Führungen durch die Unterkünfte werden auf  
Wunsch von unseren Asylgästen durchgeführt. Wir freuen uns auf Sie!



Helfer werden immer gesucht und Spenden gerne gesehen ☺

Ihre herzlichste Bewerbung ist uns durch die freundlichen Spenden des 1. Kreisoberschützen Districts Zettow und anderer Bürgermeister Peter Ercan möglich. Vielen Dank dafür! Verantwortlich für die Inhalte ist die Flüchtlingshilfe Weimar (Lahn) unter der Leitung von Kerstin Heine (AOK) Niederweimar e.V. (Vorstandsmitglied: Jörg Ahlert, Michael Bitt, Werner Kießlich, Wilfried Lantane, Klaus-Dieter)

Er würde so gerne im Namen aller ein Gegen-  
geschenk machen, leider hat er nicht mehr als

## Kleine Mitteilung

**Lehrer in Niederwalgern.** In der Chronik „Niederwal-  
gern 1235-2010. Ereignisse und Erinnerungen aus 775  
Jahren“ (Weimar/Lahn 2010) habe ich in den Notizen zur  
älteren Schulgeschichte des Dorfes (S. 345-364) die  
Lehrer der Schule in Niederwalgern aufgeführt, soweit  
sie mit ihren Daten aus den Kirchenbüchern sowie den  
Konsistorial- und Kreisamtsakten fassbar waren. Theodor  
Hampe, 1836 bis 1885 Pfarrer in Niederwalgern, hat in  
seiner leider verschollenen Chronik auch die Geschichte  
der Pfarrer, Opfermänner und Lehrer festgehalten und  
dazu Daten berücksichtigt, die er vielleicht aus der nur  
für den internen Amtsgebrauch geschriebenen Pfarrchro-  
nik entnommen hatte. Während der Vorbereitung der  
Ortschronik war mir eine Quelle nur in den von Heinrich  
Ehlich für das Gemeindearchiv Weimar angefertigten  
Auszügen zugänglich, die für die ältere Zeit ausführlich  
auf diese Chronik der Parochie Ober- und Niederwalgern  
Hampes aufbaute: die handschriftliche Chronik des Ren-  
danten Heinrich Böth, Niederwalgern (*Doinges*); dies  
wird nicht nur von ihm selbst ausdrücklich erwähnt und  
durch zahlreiche, mehrfach mit Lesefehlern versehene  
lateinische Zitate gestützt, auch sind archivalische Quel-  
len ausgeschöpft (etwa zur Kirchen- und Schulvisitation  
und zur Lehreranstellung), in denen ich im Staatsarchiv  
noch handgeschriebene Zettel Hampes fand und daher  
seine Beschäftigung mit ihnen feststellen konnte. Inzwi-  
schen habe ich diese Böth'sche Chronik komplett ein-  
sehen können und gebe daher zur Geschichte der Lehrer  
noch einige Nachträge, die auf den von Böth zitierten  
Angaben Hampes beruhen. Als ersten ausdrücklich so  
bezeichneten Lehrer in Niederwalgern hatte ich Johann  
Ludwig Bodenbender aus Wittelsberg angegeben, der  
1701 die vakante Stelle übernahm. Zuvor hatte sie von  
1693 bis 1701 der Opfermann (Küster) Konrad Lemp

dies, so schließt er, hält eine rote Rose in der  
Hand und legt sie still auf einen Tisch. Der  
Tausenden von Menschen, die während ihrer  
Flucht, vor allem durch die Sahara und übers  
Mittelmeer, ums Leben gekommen sind, ge-  
denkt die Versammlung mit einer Schweige-  
minute.

Wie wird es nun weitergehen mit den  
Flüchtlings in unserer Gemeinde? Während  
dieser Bericht geschrieben wird, im Oktober  
2015, ist die Aufnahme in Oberweimar weit-  
gehend abgeschlossen. Die geplante Kapazität  
wurde erreicht, mehr soll es nicht geben. Es ist  
zu erwarten, dass weitere Flüchtlinge zugewie-  
sen werden, für diese muss dann in anderen  
Ortsteilen Wohnraum angeboten werden. Und  
die Stimmung in Oberweimar? Als neulich  
eine Gruppe von Gästen durchs Dorf ging und  
den Leuten am Fenster lachend zuwinkte, hörte  
man von dort: Och, wenn die alle so sind, dann  
können ruhig noch mehr kommen...

inne, der 1701 starb; daher hatte ich angenommen, dass  
auch vorher schon die Schulkinder im Dorf vom Küster  
unterrichtet wurden. Das wird durch die von Böth über-  
mittelten Aufzeichnungen Hampes bestätigt, der die  
Opfermänner auch als Lehrer bezeichnete; der Unterricht  
wird in der Stube ihres eigenen Hauses stattgefunden  
haben: Hans Weimar, Opfermann (erwähnt in der  
Kastenrechnung 1589); Martin Weimar, Opfermann  
1616 bis 1635 (Kastenrechnung 1616 und Schröder,  
Ackerbuch 1662, S. 66f.); Peter Müller, Opfermann  
1663 bis 1667; Johannes Weimar, geb. 1613, Opfer-  
mann 1667 bis 1693 (*wo er starb*); Konrad Lemp, geb.  
1639, Opfermann 1693-1701, *wohnhaft in dem Hause Nr.  
18*. Darauf folgen die in der Ortschronik erwähnten Leh-  
rer Johann Ludwig Bodenbender (bis 1736) und sein  
Sohn Tobias Bodenbender (bis 1778), darauf die eben-  
falls erwähnten, aber in der Böth'schen Chronik noch mit  
genaueren Daten vermerkten Johann Konrad Hett-  
che aus Roth, Lehrer 1778 bis 1795, *wohnte anfangs in  
dem Hause Nr. 43*, später im 1782 neuerbauten Schul-  
haus. Er ging 1795 als Lehrer nach Bellnhausen; Johann  
Georg Kaletsch, Lehrer 16.1.1795 bis 1847; *er feierte  
sein 50jähriges Dienstjubiläum am 16ten Januar 1845  
und starb am 15. Juni 1847*. Nach den in der Ortschronik  
2010 genannten Lehrern Johann Heinrich Kaletsch, Jo-  
hannes Müller und Eduard Brunner, der 1875 nach Löh-  
bach versetzt wurde, ist in der Böth'schen Chronik noch  
genannt der Lehrer: Konrad Wilhelm, geb. in Drei-  
hausen, Lehrerseminar in Schlüchtern, 1873 Schulstelle  
in Balhorn, Kreis Wolfhagen, ab 1.7.1875 in Niederwal-  
gern, ab 1.6.1889 als Lehrer nach Dreihausen versetzt.  
Ihm folgte dann Johannes Herbener aus Großseelheim.

S. Becker

# **Bericht über das Dieffenbach-Diefenbach-Treffen vom 13. 06. -15. 06 2014 in Oberweimar**

von Horst Diefenbach

Vom 13. Juni bis zum 15. Juni 2014 trafen sich ca. 40 Angehörige der Nachkommen von Michael Diefenbach. Michael Diefenbach wohnte von ca. 1610 bis zu seinem Tod (ca. 1613) in Oberweimar und hat über seine Söhne Wolfgang, Nikolaus und Martin eine umfangreiche Nachkommenschaft. Organisiert wurde das Treffen von einem Team unter der Federführung von Christel Meißner, Oberweimar. Weitere Mitglieder des Teams waren Dr. Otto Diefenbach, Niederwalgern, Dr. Horst Diefenbach, Nottuln, Justus Born, Wenkbach, Artur Schneider, Niederwalgern und Erika Zeman, Weiershausen. Die überwiegende Zahl der Teilnehmer kam aus Deutschland. Besonders erfreulich war, dass diesmal aber auch Teilnehmer aus Frankreich, Holland, Österreich und sogar den USA begrüßt werden konnten. Bei einem Sekt-Empfang am Freitagabend und einem Imbiss mit hessischer Wurst und hessischem Brot wurden unter lebhaften Gesprächen neue Kontakte geknüpft oder alte wieder aufgefrischt. Am Samstagnachmittag wurden bei einem Vortragsprogramm die Gespräche fortgeführt.

Otto Diefenbach hieß die Teilnehmer nochmals herzlich willkommen und erinnerte daran, dass die Familie einige bedeutende Personen und Wissenschaftler hervorgebracht hat. So hat Johann Philipp Dieffenbach (1786-1860) in Friedberg als Direktor der Realschule gewirkt und 1853 die erste Familienchronik verfasst. Johann Friedrich Dieffenbach (1792-1847) war ein bekannter Mediziner und Chirurg. Er war Direktor am Chirurgischen Klinikum der Charité in Berlin und gilt als Begründer der modernen plastischen Chirurgie. Georg Lorentz Anton Dieffenbach (1806-1883) war Sprachforscher und Ethnologe. Sein bedeutendes Werk ist das „Vergleichende Wörterbuch der germanischen Sprachen“. Er stand in Briefwechsel mit Jacob Grimm. Johann Ernst Karl Dieffenbach (1811-1855) schließlich war Professor für Geognosie in Gießen und wurde bekannt durch seine zweijährige Reise nach Neuseeland und durch sein Buch „Travels in Neuseeland“. Als letztes soll Karl Dieffenbach (1859-1936) Erwähnung finden, der als General am 1. Weltkrieg teilnahm.

Im ersten Vortrag des Nachmittags sprach Horst Diefenbach über: „Der Name Diefenbach/Tiefenbach, Vorkommen, Verteilung, Alter und Bedeutung“. Darin wurde aufgezeigt, dass der Name in Mitteleuropa (Mittel- und Süddeutschland, Österreich, der Schweiz und im Osten Frankreichs) außergewöhnlich häufig bei Orten und Bächen anzutreffen ist. Insgesamt wurden 101 Orte und 123 Bäche dieses Namens nachgewiesen. Dabei liegen 37% der Orte an gleichnamigen Bächen. Die topographische Verteilung dieser Orte und Bäche zeigt, dass für das Vorkommen eine hügelige oder bergige Landschaft erforderlich ist. Über das Alter des Namens gibt eine Urkunde aus dem Lorscher Codex Auskunft. Darin wird der Ort Tiefenbach bei Gundelsheim am Neckar (Baden-Württemberg) bereits im Jahr 774 erstmals erwähnt. Danach kommt der Name Diefenbach/Tiefenbach schon im Frankenreich vor. Man kann annehmen, dass sich der Name mit der Expansion des Frankenreiches ausgebreitet hat. Bereits 200 Jahre (1074) später ist er als Personennamen und Ortsname in Österreich in der Steiermark nachweisbar. Sprachlich leitet sich der Name aus dem Althochdeutschen *tiof* = tief und *bah*=bach ab. Daher lauten die ältesten Erwähnungen des Namens auf „Tiuffenbach, Tiupfenbach, Duiffenbach, Diepenbach“. Im bayrischen Dialekt hat sich die alte Form bis heute erhalten. Der Ort Tiefenbach bei Oberstdorf heißt in bayrischer Mundart „Tuiffeba“.

Im weiteren Verlauf des Nachmittags standen kürzere Vorträge an. Gerhild Traxler-Urtel aus Wien zeigte an Hand einer alten Dieffenbach-Sage die Auswirkungen der Gegenreformation auf bekannte Namensträger auf. Christel Meißner sprach über die Besitzverhältnisse von Familienmitgliedern an Hand des Steuerregisters von 1746. Die Familie Diefenbach war damals eine der Wohlhabenden in Oberweimar. Schließlich berichtete Marie José Le Carpentier aus Aix-en-Provence über Geschichten und Erzählungen, die ihre Mutter Suzanne Albertine Diefenbach hinterlassen hat. Den Abschluss der Vortragsreihe bildeten Erläuterungen von Horst Diefenbach zu einem Artikel aus den „Defenbaugh Reunion News“ von 1961. Darin werden Ereignisse aus der

frühen Siedlungsgeschichte von Johann Conrad Dieffenbach (1659-1738), seinen Töchtern Catharina Margaretha Dieffenbach (1693-1745), Maria Elisabeth Dieffenbach (1705-1795?) und seinem Sohn Johann Adam Dieffenbach (1711-1777), der schon in USA geboren wurde, geschildert.

Der Weg vom ersten Siedlungsgebiet in Schoharie Valley im Staat New York entlang des Susquahanna Rivers bis zum endgültigen

Siedlungsgebiet am Tulpehocken Creek wurde aufgezeigt. Anhand von verschiedenen Ausgaben der Karte von H.C. Lindemuth „Tulpehocken Pioneers Homestead 1723“ wurden die Besitzverhältnisse am Tulpehocken Creek erläutert und der enge Familienverbund gezeigt. Schließlich wurde das Siedlungsgebiet zwischen Womelsdorf, Berks County, Ohio, und Myertown, Lebanon County, Ohio, auf einer aktuellen Karte gezeigt.



Den Abschluss des Tages bildete ein abendliches Grillen. Das Treffen klang aus am Sonntag mit einem Kirchengang und einem gemeinsamen Mittagessen.

### Kleine Mitteilung

**Ein wandernder Zinngießer 1727 in Roth.** Wie in Niederwalgern 1835 und 1847 lässt sich auch in Roth, freilich ein Jahrhundert früher, ein wandernder Zinngießer nachweisen. 1727 wurde hier eine Tochter des Franz Findhamer, *eines umherziehenden Kannengießers und blechschmitz*, getauft (KB Fronhausen 1706-1765, Taufregister 1727-8-3; vgl. Becker, S.: Fremde im Dorf des 17. und 18. Jahrhunderts. In: Von Essen nach Hessen. 850 Jahre Fronhausen 1159-2009. Fronhausen/Lahn 2009, S. 297-323, hier S. 308). Wie bei vielen Taufen durchziehender armer Leute haben auch hier gleich sechs Personen aus verschiedenen Orten die Patenschaft übernommen: 1. *Frau Anna Gertraud, H[errn] Matheus [...]* Försters zu Roßberg Ehefrau, 2. *Fr[au] Margreth, Franz Conrad Stammes Wachtmeisters Ehefrau*, 3. *Fr[au] Margreth, H[errn] Johannes Hermanns Gerichtschöpfung und Wirthß zu Niederweimar Haußfrau*, 4. *Elisabeth, Johann Curt Matheis Tochter*, 5. *Johann Conrad Lauer von Weimar* und 6. *Conrad Ruth der jüngste von Fronhausen, und ward genant Margretha Elisabeth*.

Dass es sich bei den aufgeführten *Gevattern* um in der lokalen Hierarchie bessergestellte und angesehene Personen handelte, wird nicht nur durch die Angaben zu Berufen und Ämtern der Ehemänner (Förster, Wachtmeister, Gerichtsschöffe und Gastwirt), sondern auch durch die vom Pfarrer vorangestellten Anreden (Frau und Herr) deutlich. Darin zeigt sich eine Hilfsbereitschaft, aber auch Wertschätzung gegenüber den ambulanten Handwerkern, die in der lokalen Ökonomie der Dörfer einen festen Platz hatten. Wahrscheinlich ist, dass Findhamer in den genannten Dörfern Roßberg, Niederweimar und Fronhausen auch schon für Privatleute gearbeitet, vielleicht sogar kirchliches Zinngerät hergestellt hatte (worauf in vorsichtiger Deutung die Bezeichnung *Kannengießer* hinweisen könnte), zumal die zünftigen Zinngießer in der Stadt Marburg ja mehrfach über diese Konkurrenz durch mobile Gewerbetreibende klagten (vgl. den Bericht zum Zinngießer in Niederwalgern 1847).

S. Becker

# Der lange Weg von Syrien nach Oberweimar

von Michael Endter

Der Bericht gibt die Ergebnisse eines Gesprächs mit Mahmud [Name geändert] über seine Flucht wieder. Vieles von dem, was wir täglich im Fernsehen verfolgen können, über Fluchtrouten und Schikanen, hat er selbst erlebt, bevor er den Weg nach Oberweimar fand. Mehrere Stunden lang hat er zu erzählen, wiedergegeben ist nur die aller kürzeste Version, die man verantworten kann...

Mahmud war wohlhabender Händler in Aleppo. Er handelte mit Autos und makelte Häuser. Verheiratet, 5 Kinder, eigenes Haus, eigenes Auto. Der Krieg hat Aleppo schwer gezeichnet, aber sie wollten aushalten in ihrer Heimatstadt und auf bessere Zeiten warten. In ihrer Straße konnte man noch leben. Aber als im August 2013 Regierungsflugzeuge schwere Fassbomben abwarfen, gab es am Ende des Angriffs ihre Straße und die meisten Häuser nicht mehr. Alles Trümmer und Asche. Alles verloren.

Ein Wunder, dass seine Familie überlebte. Sie flohen über Nacht in die Türkei, hatten in Iskenderun Verwandte, bei denen sie Unterschlupf fanden. Nur er hatte seinen Pass mitbringen können, der Rest der Familie galt als illegal. Mahmud fand Arbeit, sie war schlecht bezahlt, trotzdem konnte er einiges ansparen. Als die Schikanen in der Türkei zunahmen, nahm er das zurückgelegte Geld und machte sich auf den zweiten Teil der Flucht. Er hatte gehört, dass das Leben in Deutschland besser sei, dass sie dort eine menschenwürdige Bleibe finden könnten. Arbeiten wollte er dort, seiner Familie eine bessere Zukunft bieten.

Nach 20 Monaten in der Osttürkei ging er im April 2015 allein über Nacht nach Istanbul, anschließend in die Hafenstadt Izmir. Er nahm Verbindung zu Schleppern auf, nach einigen Tagen wurde er bei Dunkelheit mit weiteren 48 Personen nach Mytilini auf Lesbos in Griechenland gebracht. Die einstündige Überfahrt kostete ihn 900\$ und riss ein empfindliches Loch in seine Reisekasse. Ihr Transportmittel war ein großes Schlauchboot, das nach der Überfahrt von den Flüchtlingen selbst – wie ihnen aufgetragen war – zerschnitten und versenkt wurde, sie sahen, wie sich aus den Schatten am Strand einige Gestalten lösten, die den Außenbordmotor fortschleppten. Die Schlepper blieben am türkischen Ufer, die Navigation

wurde zwei Männern unter den Flüchtlingen anvertraut, die dafür gratis mitfahren konnten. Auf Lesbos ging Mahmud zu der Grenzpolizei, für zwei Tage kam er in ein Lager. Dort konnte er schlafen und essen. Nach diesen zwei Tagen wurden die Lagerinsassen mit einer großen Fähre nach Athen gebracht; sie bekamen einen vorläufigen Ausweis mit der Maßgabe, innerhalb von 40 Tagen das Land zu verlassen. (Nach EU-Recht, dem „Vertrag von Dublin“, der auch von Griechenland nicht mehr beachtet wird, hätten sie unbegrenzt in dem Staat der ersten Einreise in die EU verbleiben müssen. Unter besseren Bedingungen, als es ihnen Griechenland aktuell bietet, vielleicht bieten kann).

Mahmud reist in den Nordwesten des Landes, versucht mehrmals, eine Fahrgelegenheit nach Italien zu bekommen. Alle Versuche scheitern. Als die 40 Tage zu Ende gehen, reist er in den Norden und über die ‚grüne Grenze‘ nach Makedonien. Neun Stunden marschieren sie, eine große Gruppe, immer auf der Hut vor Polizei und Militär. Man hat ihnen gesagt, sie sollten sich nach der Eisenbahnlinie richten. Dies ist ihre einzige Orientierung. Keiner weiß so recht, wie sie durch Makedonien kommen sollen, Was sie wissen, ist, ihr nächstes Ziel heißt Serbien. In dem ersten Dorf, das sie nach den 9 Stunden erreichen, entschließt er sich, mit einem Bekannten zusammen Fahrräder zu kaufen. Je 300 € bezahlen sie dafür. Mit den Rädern fahren sie mehrere Tage lang unbehelligt durch Makedonien, kaufen Lebensmittel in Geschäften, schlafen im Freien.

Nach fünf Tagen erreichen sie die serbische Grenze. Sie machen sich gar nicht mehr klar, dass dies alles illegal ist, wenn sie eine Grenze nach der anderen ohne Kontrolle überschreiten. Die staatlichen Organe, Polizei, Zoll, scheinen kapituliert zu haben vor der großen Zahl an Flüchtlingen. Sie schauen weg, Manchmal geben sie sogar Auskunft über den richtigen Weg ‚nach Norden‘. Hinter der serbischen Grenze ‚verticken‘ die beiden ihre Fahrräder, müssen noch 100 € dazugeben, dafür werden sie mit einer gültigen Fahrkarte in einen Zug in die Hauptstadt Belgrad gesetzt. Und die Polizei schaut wieder weg.

Eine Nacht in Belgrad, dann finden sie mit

mehreren Flüchtlingen ein billiges Taxi, fahren an die ungarische Grenze. In Grenznähe, bereits in Ungarn, werden sie von Räubern überfallen, die mit Messern auf sie eindringen. Sie wissen, dass sie ohne ihr restliches Geld verloren wären, zumindest nicht an ihr Ziel kommen können. Mit dem Mut der Verzweiflung wehren sie sich mit Knüppeln, die sie bei sich tragen, können die Räuber in die Flucht schlagen.

Nach einem Marsch von 10 Stunden sehen sie eine Stadt, dort hat sich die Polizei versteckt. Nun ist es vorbei mit dem Wegsehen der Behörden, die Ungarn versuchen, die Flüchtlinge zu stellen. Diese rennen lange Zeit, einer von ihnen wird verhaftet und ist bis heute in ungarischem Gewahrsam. Die anderen verteilen sich, sie sprechen Leute an, gegen Bezahlung fährt jemand die beiden Männer nach Budapest.

Dort gibt es ein Hotel, das als „Umsteigebahnhof“ gilt. Hier warten die Flüchtlinge und die Schlepper aufeinander, seltsamerweise wird dies Hotel von den Behörden in Ruhe

gelassen. Von nun an geht es ‚professionell‘ zu, die Flüchtlinge werden in einen Klein-Lkw gepfercht. Es ist die Zeit, als in einem dieser ‚Sprinter‘ 71 Flüchtlinge den Tod durch Erstickten finden. Doch davon wissen die Flüchtlinge nichts.

Viele Stunden fahren sie, haben keine Orientierung, sie stehen aufrecht in dem Wagen, zum Sitzen kein Platz. Sie wissen nicht, dass sie Ungarn verlassen, sie wissen nicht, dass sie ganz Österreich durchqueren. Irgendwann in der Nacht halten sie an, es ist eine Stadt, soviel können sie erkennen. Sie wissen nicht einmal, in welchem Land sie sich befinden. „Raus, raus“, ruft der Fahrer, dann biegt das Fahrzeug um die Ecke und ist verschwunden.

Mahmud hat in dem Mobiltelefon, seinem einzigen Gegenstand von Wert, eine GPS-Funktion, er kann seinen Standort bestimmen. Auf dem Display taucht ein Name auf, den er nie gehört hat, der ihm nichts sagt: PASSAU.

## Kleine Mitteilung

**Zum Namen Ruchesloh.** Die Malstatt der am 15. Dezember 1237 durch Erzbischof Sigfrid III. von Mainz von den Merenberger Grafen mit Ausnahme der Gerichte Gladenbach, Lohra, Reizberg, Kirchberg, Treis an der Lumda und Londorf erworbenen Grafschaft Ruchesloh (*comicia in Ruchesloh*) lag bei Oberweimar; der Archivar Gustav Schenk zu Schweinsberg identifizierte sie in der kleinen Bergkuppe Retschloh südöstlich des Dorfes, wo der Flurname „Auf den neun Schritten“ den gehegten Gerichtsplatz anzeigt (dazu ausführlich Diefenbach, Heinrich: Der Kreis Marburg, seine Entwicklung aus Gerichten, Herrschaften und Ämtern bis ins 20. Jahrhundert. Marburg 1943, S. 39-44; vgl. Heimatwelt 21/1987, S. 13-19, sowie Diefenbach, Otto: Familie Diefenbach 400 Jahre in Oberweimar, in: Heimatwelt 47/2011, S. 12-17). Zur Deutung ihres Namens hat der Historiker Hans Joachim von Brockhusen 1963 einen bemerkenswerten Hinweis gegeben, in dem auch die Ersterwähnung von Rodenhausen um einige Jahre vordatiert wird (Die von Rodenhausen, in: Hessenland, Beilage der Oberhess. Presse 10. Jg., Folge 22, 1963). Darin ergänzt er die Datierungen erster Namensträger bei Reimer (Historisches Ortslexikon, 1926, S. 395: Kraft von Rodenhausen 1256) und Diefenbach (Der Kreis Marburg, 1943, S. 204f.: Kraft v.R. 1247) um den Nachweis einer Quelle, den schon Friedrich Kraft (Geschichte von Gießen und

der Umgegend, 1876, S. 263) brachte; darin wird ein *Sigfrid von Rodinhusin* genannt, Dienstmann Landgraf Hermanns von Thüringen in Marburg, doch ist die Datierung nicht ganz eindeutig – Kraft gab 1216 an, Dobenecker (Regesta diplomatica ... Thuringiae, Bd. 2, 1900, S. 308) nahm 121(4) an, Franz (UB Kloster Haina, 1962) noch vorsichtiger 121(5?). Brockhusen wies daher (schon 1963!) darauf hin, dass Rodenhausen 1965 seine 750-Jahrfeier begehen könne (daher nun 2015 oder 2016 bereits 800 Jahre feiern könnte), doch ist dies weder bei Reuling (Historisches Ortslexikon Marburg, 1979, S. 246), im aktualisierten LAGIS-Artikel noch vor Ort (in LohraWiki) bisher (Aug. 2015) registriert worden. Doch zurück zum Namen *Ruchesloh*. Brockhusen erinnerte mit dem Hinweis, dass Kraft die von Rodenhausen unter die Ministerialen aus der Grafschaft Ruchesloh einreichte, an den fränkischen Grafennamen Ruthard, der in der Kurzform Rudo nicht nur den Ortsnamen Rodenhausen bedinge, sondern zu Rudicho und Rucho verkürzt auch den Namen der Comitia Ruchesloh erklärt: da *-loh* im Mittelalter noch ganz allgemein *-wald, -holz* meinte (und noch nicht die auf den Niederwald, Lohschlag eingeeengte Bedeutung der Neuzeit hatte), umfasste die Grafschaft den Wald des Ruthard. S. Becker

# Helmut Meindl, ein Sudetendeutscher

von Hans Schneider

Helmut Meindl und ich haben uns bei einem Treffen auf dem Friedhof einmal über seine Herkunft, das Sudetenland, unterhalten. Ich habe ihm zu verstehen gegeben, dass ich seine Erlebnisse gerne für den Geschichtsverein und somit für nachkommende Generationen aufschreiben möchte. Helmut stimmte zu.

Nach vorheriger Absprache haben wir uns zusammen mit seiner Ehefrau Lina in ihrem Wohnhaus, Am Graben Nr.1, in Niederweimar getroffen. Helmut Meindl wurde zusammen mit seinen Familienangehörigen und vielen weiteren Millionen Deutschen im Jahr 1946 aus ihrer Heimat, dem Sudetenland, vertrieben.

Helmut erzählt: „Ich bin ein Sudetendeutscher aus der Kleinstadt Wallern im Böhmerwald, Tschechien. Dort wurde ich am 19. September 1931 im Hause meiner Eltern geboren. Wallern ist eine Kleinstadt, in der damals ca. 4.000 Menschen lebten. Wir hatten ein schönes Wohnhaus, und meine Eltern betrieben eine Töpferei sowie eine kleine Landwirtschaft. In der Töpferei waren auch Mitarbeiter und Lehrlinge beschäftigt. Durch die Landwirtschaft war die Ernährung für die Familie gesichert. Meine Vorfahren stammen aus Tirol. Viele Menschen trugen Holzschuhe, die mit Filz ausgeschlagen waren. Man hatte so schöne warme Füße“.



Familie Meindl in ihrer neuen Heimat in Nesselbrunn im Jahr 1948. Zu sehen sind: v l. Tante Binska, Bruder Siegfried Meindl, der Altgeselle der Töpferei, Helmut Meindl und seine Mutter.

Helmut, erzähl mal, wie es bei Euch war: „In unserer Stadt lebten fast nur Deutsche. Nur die Verwaltung war tschechisch. Bei uns wurde nur deutsch gesprochen. Ich kann mich nicht erinnern, dass in unserer Schule tschechische Kinder waren. Aus der Geschichte wissen wir, dass mit der Besetzung des Sudetenlandes durch die Deutschen die hier wohnenden

Tschechen vertrieben wurden oder diese ins Innere der Tschechei verzogen sind. Aber ich kann mich nicht mehr an Einzelheiten von damals erinnern. Ich war ja noch ein Kind.

Und jetzt kam die Vertreibung. Helmut: „Als der Krieg endete, war ich 14 Jahre alt. Mein Vater war Jahre vorher verstorben. Meine Mutter und Tante, mein Bruder und ich sowie



auch der Altgeselle in der Töpferei, der bei uns wohnte, mussten von einem Tag zum anderen Haus und Hof verlassen. Nur das Nötigste konnten wir mitnehmen, es durften aber nicht mehr als 50 kg Gepäck sein. Es war schrecklich, mit ansehen zu müssen, wie die Tschechen den Deutschen einfach alles wegnahmen. Die Bauern haben geweint, als man ihnen Kühe, Pferde und sonstige Tiere aus den Ställen abführte. Auch landwirtschaftliche Geräte nahmen sie mit. Die Deutschen konnten sich hiergegen nicht wehren. Ich und weitere Jugendliche in meinem Alter mussten den Tschechen beim Wegführen des Viehs und dem Abtransport der Gerätschaften helfen. Polizei und geheime Milizen kontrollierten bewaffnet diese Vorgänge. Wir Deutschen durften nach 20-Uhr nicht mehr auf der Straße sein. Es war alles so traurig. Unsere Töpferei wäre mir als ältestem Sohn der Familie zugefallen, wenn nicht die Vertreibung gekommen wäre“.

Helmut, wie war das mit dem Wegmüssen?  
„Eines Tages erhielten wir Nachricht, dass wir uns zum Abtransport bereithalten mussten. Nach drei bis vier Tagen kamen LKWs, die

uns Deutsche abholten und in ein Lager nahe der deutschen Grenze fuhren. Dort verbrachten wir etwa vier Wochen. Einmal am Tag gab es Suppe mit einem Stück Brot. Alle Deutschen mussten zur Erkennung weiße Armbinden tragen. Dann ging es zum Bahnhof Furth im Walde, Bayern, wo wir mit weiteren Deutschen in Viehwaggons einsteigen mussten. Nach einem Tag Fahrzeit trafen wir am Bahnhof in Niederwalgern ein. Dort warteten schon die Bauern mit Leiterwagen, die uns abholten. „Wo werden wir hinkommen, fragten wir uns.“ Der Weg führte nach Nesselbrunn. Weitere Familien wurden in Weitershausen untergebracht. In Nesselbrunn waren es vier Familien. Wir hatten Glück bei der Aufnahme, die Quartiergeberfamilie hat uns herzlich empfangen. Das war nicht bei allen so. Später mussten wir umziehen in ein anderes Gehöft, weil die Verwandtschaft des Bauern, die auch vertrieben war, dort einziehen sollte. Bei dem folgenden Bauern wurden wir mit Argwohn betrachtet. Die hätten uns am liebsten nicht aufgenommen. Aber sie mussten uns wohl ein Zimmer geben.



Wohnhaus Meindl in Böhmen. Ein geräumiges schönes Wohnhaus mit angrenzenden Stalleinrichtungen der Familie Meindl, in dem auch eine Töpferei untergebracht war. Die Aufnahme entstand bei einem Besuch der Familie Meindl im Jahr 1980. Der Verfall des Gebäudes, der in den kommenden Jahren zunahm, ist hier schon zu erkennen. Bei einem weiteren Besuch der Familie war nur noch ein Haufen Bauschutt zu sehen.

Helmut, wie lange habt ihr in Nesselbrunn gewohnt und seid ihr dort einer Arbeit nachgegangen? Meindl: „Ich habe eine Lehre bei der Firma Ostmann in Marburg begonnen. Mutter, Tante und der Altgeselle aus unserer Töpferei arbeiteten auf Grund ihres Alters nicht mehr. Nach Abschluss der Lehre habe ich für eine kurze Zeit dort als Geselle gearbeitet, bin dann zu den Amerikanern in Butzbach als Maschinenschlosser gekommen. Dort wurden Kriegsgeräte, wie Kanonen und Panzer usw., aufgearbeitet, die im Nahen Osten wieder verkauft worden sind. Wegen der weiten Wegstrecke von Nesselbrunn bis Butzbach habe ich mir nach vier Jahren einen andern Job gesucht. Ich konnte gut Fußballspielen, was man bald bemerkt hatte. Ich spielte zunächst in Elnhausen und auch eine kurze Zeit in Cappel. Eines Tages erschienen zwei Vorstandsmitglieder vom TSV-Niederweimar bei mir und suchten einen Tormann. Ich habe zugesagt. Ich bin dann in Niederweimar Tormann beim TSV geworden. Dort habe ich viele Jahre im Tor gestanden. Hier habe ich auch meine Frau Lina kennengelernt. Wir haben im Jahr 1952 geheiratet und fanden in der alten Schule eine Wohnung. Aus unserer Ehe gingen vier Kinder hervor. Im Jahr 1958 sind Mutter, Tante und der Geselle der Töpferei nach Marburg-Ockerhausen in die Gaststätte Almhaus gezogen. Sie sind inzwischen alle verstorben. Nachdem unsere Kinder alle erwachsen geworden sind und eigene Familien gegründet haben, leben meine Frau und ich nun im Alter in einem schönen Haus in der Straße Am Graben in Niederweimar. Hier fühlen wir uns sehr wohl.

Als ich gehen wollte, gab mir Helmut Meindl noch eine Information zum Nachdenken. Er sagte: „Als der Krieg zu Ende ging und die Russen vom Osten und die Amerikaner vom Westen kurz vor ihrer Stadt standen, führten deutsche SS Männer und SS Frauen mit ihren Motorrädern ca. 200 jüdische Frauen

verschiedenen Alters vor sich her in die Stadt Wallern. Sie wurden misshandelt, wenn sie sich beim Fortkommen nicht beeilten. Es war schrecklich, mit ansehen zu müssen, wie die Frauen mit Peitschen geschlagen und getreten wurden. Aber diese waren am Ende ihrer Kräfte. Es waren alles ausgemergelte Geschöpfe, die, wie gesagt wurde, zu Fuß von Dachau bei München kamen. Plötzlich waren die deutschen SS-Leute verschwunden und ließen die Gefangenen einfach laufen. Diese irrten in der Stadt umher, bis dann nach kurzer Zeit die Amerikaner als Besatzer in der Stadt eintrafen und sich der leidenden Frauen annahmten. Aber die meisten davon sind kurz darauf gestorben und auf dem Friedhof in Wallern beigesetzt worden. Viele Grabsteine von diesen Menschen sind zu sehen. Wie viele von diesen Frauen auf der Strecke von Dachau bisher verstorben sind, ist nicht bekannt. Das sind unvergessliche Momente, die einen das ganze Leben berühren.

Ich muss dir noch etwa sagen. Auch wir hatten mehrere Flüchtlinge bei uns im Haus wohnen, die aus Schlesien kamen und die vor den immer näher anrückenden russischen Truppen Angst hatten und zu uns nach Wallern im Böhmerwald geflüchtet sind. Sie wohnten etwa knapp zwei Jahre bei uns und wurden ebenso wie wir Sudetendeutschen mit ausgewiesen“.

Helmut Meindl ist noch immer mit der alten Heimat, dem Böhmerwald, verbunden. Er bezieht die monatlichen Zeitschriften des „Fördervereins Wallern /Böhmerwald“, durch die er Informationen über den heutigen Zustand seiner Heimatstadt erhält. Aber es ist hier nicht mehr viel zu sehen. Viele Häuser von ehemaligen Deutschen sind verfallen oder nicht mehr vorhanden.

Helmut, ich danke für Deine Informationen und werde sie im Archiv der Gemeinde für die Nachwelt aufbewahren.

Weimar, im September 2015

# Uznamen - Ortsnecknamen der 12 Dörfer in der Gemeinde Weimar

von Otto Weimar

Es war seit Jahrhunderten Brauch, dass sich die Menschen Uznamen gaben. Auch zwischen den Dörfern sind diese entstanden. Sie sind oft schwer zu erklären und beziehen sich auf eine Eigenart des Dorfes und auf Besonderheiten, die den Ort prägen.

Uzname oder Ortsneckname ist die scherzhafte Bezeichnung der Dorfbewohner durch die Bevölkerung benachbarter Orte. Es wird oft eine Geschichte erzählt, die den Uznamen erklären soll.

Früher war es eine Beleidigung, wenn die Menschen zwischen den Dörfern sich mit diesen Uznamen ansprachen. Dadurch sind bei

Kirmesfeiern nach reichlichem Biergenuss oft heftige Schlägereien entstanden.

Heute gelten sie nicht mehr als Beleidigung oder Schimpfwort, denn der Ursprung ist nicht mehr bekannt.

Weil die sogenannten „Ortsnecknamen“ schon fast alle in Vergessenheit geraten sind, habe ich sie aufgeschrieben, wie sie mir von Einwohnern aus dem jeweiligen Ort erzählt wurden. Auch wenn ein Mundartwort in manchen Dörfern anders geschrieben wird, so hoffe ich doch, dass diese dem Volksmund entstammenden Schimpfnamen für die Nachwelt erhalten bleiben.

## Die Ortsteile der Gemeinde Weimar:

Allna: Hurbeul – (Haarbeutel)

Haarnetze, vielleicht von einer vornehmen Haarmode.

Argenstein: Freesch – Freäsch – (Frösche)

von der feuchten Niederung an der Lahn, dem Siedlungsort.

Kehna: Speckmöffel – (Speckwürfel)

bezog sich vermutlich auf die wohlhabenden, reichen Bauern in Kehna  
eigentlich: Mundvoll, gutes Essen, ein guter Happen.

Nesselbrunn: Gräißmänner – (Grießmänner)

bezog sich auf schlechte sandige Äcker, wo in einem trockenem Jahr  
höchstens „Gräiß“ Grieß (kleine Körner) geerntet werden konnte.

Niederwalgern: Rutärscher – (Rotärsche)

von der roten Erde des östlich ansteigenden Gesteins, roter Sandstein,  
die Kirche steht auf einer roten Zechsteinstufe.

Niederweimar: Mistbrierer – (Mistbretter)

damit beim Mistfahren der Mist nicht vom Wagen rutschte, wurde er mit  
einem Mist-(Brett) festgeklopft. So kann der Uzname entstanden sein.

Oberweimar: die Österreicher – (nach dem Land Österreich)

vielleicht vom Bruderkrieg 1866, als die Preußen gegen die Bayern und  
Österreich um die Vorherrschaft unter den deutschen Staaten kämpfte.  
(Heimatswelt Nr. 45, S.8)

Roth: Wasserheuer – Wasserhojer – (Wasserhühner)

das sind schwarze Rallen mit weißer Stirnplatte z.B. Blässhühner –  
Teichhühner – Rohrhühner – bezieht sich auf das feuchte Siedlungsgebiet  
an der Lahn.

Stedebach: Ritter – vom Deutschen Ritterorden

vom Wasserschloss des Deutschen Ritterordens (vgl. Herbert Kosog:  
die Burg in Stedebach, in Heimatswelt Nr. 5 von 1978).

Weiershausen: Gister Lepper – (es gibt einen Flurnamen Gister Kopp)

mit Lepper bezeichnet man die jungen Stiere (Bullen), die auf  
dem Ödland des „Gisterkäppche“ gehütet wurden – könnte aber auch heißen:  
Giste (Güste) Lepper: beschnittene, unfruchtbare Jungbullen.

Wenkbach: Sutterente – (Jauche - Enten)

kann vom Dorfgraben kommen, in den die Jauche der Miststätten floss.

Wolfshausen: Saadhoase – (Sandhasen)  
vom sandigen Boden, es gab auch eine Sandgrube am Dorfrand.

## Kleine Mitteilung

**Ein weiterer Zinngießer in Niederwalgern.** In Heft 43 (2008) der Heimatwelt wurde der Aufenthalt des wandernden Zinngießers Georg Vulpius aus Frankenau und seiner Frau Margarethe geb. Dort mitgeteilt, die hier am 12. April 1835 ihre Tochter Anna Juliane taufen ließen (vgl. auch Becker, S.: Zuwanderung in vorindustrieller Zeit, in: Niederwalgern 1235-2010. Ereignisse und Erinnerungen aus 775 Jahren, Weimar 2010, S. 157-170). Jetzt liegt eine weitere Meldung über den Aufenthalt eines wandernden Zinngießers in Niederwalgern vor. Am 6. Mai 1847 hielt sich hier der Umgänger Conrad Clasani auf, der als Zinngießer, Altflicker und Weißbinder in den Dörfern der Kreise Marburg und Kirchhain unterwegs war; als Altflicker reparierte er altes Schuhwerk, vielleicht auch Blech- und Irdengeschirr, das mit Draht gebunden wurde und noch zur Aufbewahrung trockener Nahrungsmittel dienen konnte. Das *Reisebuch von 32 Seiten für den Zinngiesser Conrad Clasani aus Schröck, welcher hierdurch auf sechs Monate die Erlaubniß erhält, das Gewerbe eines Altflickers in den Kreisen der Provinz Oberhessen zu betreiben*, ist in einer Akte im Marburger Staatsarchiv erhalten (StAMR Best. 180 LA Kirchhain, 1901). Alfred Schneider hat es in den Amöneburger Blättern ausgewertet und in Auszügen mitgeteilt (Beiträge und Mitteilungen des Amöneburger Museums zur Geschichte, Landschaft und Volkskunde, 28. Jg., 2014, Heft 3, S. 1-12, hier S. 8).

Clasani wurde am 5. August 1800 in Schröck geboren; seine Eltern Ludwig Clasani und Katharina Anna Rosalia, eine geb. Walther aus Heringen im Amt Friedewald, wurden in den Kirchenbüchern als *vagi* (Umherziehende, Fahrende) bezeichnet (Einträge zu ihrem Aufenthalt finden sich in Momberg, Allendorf, Ginseldorf, Gut Plausdorf, Schröck). Schon 1839 klagten die zünftigen Marburger Zinngießer, die durch den aufkommenden *vorzüglichen Absatz des Porzellans* um ihre Existenz fürchten mussten und daher solche wandernden Zinngießer als lästige und rufschädigende Konkurrenz bekämpften, über Clasani, der ihnen das Geschäft verderbe, worauf auch Bauer hinwies (StAMR Best. 19i, 335; vgl. Kirchliches Zinngerät aus dem Kreise Marburg. Ausstellungskatalog des Marburger Universitätsmuseums. Marburg 1970, S. 17). Darin wird erwähnt, dass Clasani zuvor 12 Jahre Soldat gewesen sei.

Solche Klagen wurden bereits früher geführt, als an Porzellan in den bürgerlichen oder bäuerlichen Haushalten noch nicht zu denken war. Schon in einem Rescript des Landgrafen Carl von 1710 die Italiener und andere ausländische Zinngießer betreffend drückte sich der Versuch aus, das ambulante unzünftige Zinngießer-

gewerbe zu reglementieren. Tatsächlich zeigt die häufige Anwesenheit italienischer Zinngießer in der Landgrafschaft die Bedeutung dieser Arbeitsmigration für den Wissens- und Formentransfer im Handwerk der frühen Neuzeit; einer dieser Italiener, Johann Sizian, wurde 1703 Jungbürger in Marburg und produzierte hier für den regionalen Markt.

Die hohe Mobilität des Zinngießergewerbes hing mit dem Rohstoff zusammen: es ließ sich als Wandergewerbe ausüben, da nur die Formen mitgetragen werden mussten; verarbeiten konnte man gebrauchtes Zinngeschirr, das sich leicht einschmelzen und neu gießen ließ. Zinn war ein wertvolles und gesuchtes Metall; das teure Zinn konnte zudem mit Blei gestreckt, der Gewinn also erhöht werden. Daher verbot eine Verordnung 1793 in Hessen-Kassel nicht allein *das heimliche Einbringen obbemeldter Zinnwaaren durch unerlaubtes Hausiren, oder auf andere Art, besonders auf dem platten Lande*, sondern untersagte wegen der gesundheitsschädlichen Wirkung des Bleis auch den *besagten Italiänern*, sich mit dem Umgießen alten Zinns zu beschäftigen und Waren zu verkaufen, *welche nicht nach ihrem innern Gehalt der verschiedenen Güte richtig gezeichnet sind*. Richtig gezeichnet bedeutete, dass die Zinnwaren mit dem Zeicheneisen geschlagen und daher mit der Marke einer zünftigen Werkstatt versehen waren; ihre Herkunft ließ sich daher eindeutig feststellen. Das war für die Kontrolle durch die Zunft wichtig, um minderwertige, bleihaltige Werkstücke zurückverfolgen zu können; die eingeschlagene Marke war daher für die Kundschaft auch ein Hinweis auf die Qualität des Materials. Möglicherweise waren schon die Vorfahren Clasanis als Zinngießer unterwegs, gehörten also vielleicht zu jenen *Italiänern*, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts einwanderten. Die Einträge im Reisebuch Clasanis beginnen 1847 und enden 1862 wegen der behördlichen Einziehung des Buches; auf Beschluss der Kurfürstlichen Regierung wurde die Erneuerung untersagt und damit die Ausübung des Wandergewerbes unterbunden. Clasani starb am 21. Mai 1890 in Schröck.

Was er am 6. Mai 1847 in Niederwalgern verkauft oder gearbeitet hat, wird im Reisebuch leider nicht erwähnt. Sicher war er nicht als Weißbinder tätig, dafür war der knappe Tag, an dem er schon wieder nach Elnhausen aufbrach, zu kurz. Da schon zwölf Jahre zuvor ein Zinngießer in Niederwalgern nachgewiesen ist, wäre jeweils an Aufträge zur Anfertigung von Zinngeschirr zu denken, das in dieser Zeit bei den wohlhabenderen Bauern noch in Mode war. Sollte in dem ein oder anderen Niederwölger Haushalt noch altes Zinn vorhanden sein, wäre ich für einen Hinweis dankbar. S. Becker

# Treffen der Erinnerungen

von Hans Schneider

Der Kultur- und Förderverein ALTE KIRCHE Niederweimar, der Geschichtsverein Weimar und die Landfrauen Weimar hatten zu einem weiteren Treffen in die Alte Kirche Niederweimar am 16. März 2015 eingeladen. Viele Interessierte waren gekommen. Die stellvertretende Vorsitzende des Vereins ALTE KIRCHE, Frau Schünemann, begrüßte die Gäste und wünschte einen informativen, geselligen Nachmittag. Bei Kaffee und Kuchen, gebacken und serviert von den Landfrauen, saß man in fröhlicher Runde. Als Moderator fungierte Michael Endter. Die Zusammenkunft stand unter dem Titel „Treffen der Erinnerungen“. Endter empfahl, den vorgesehenen Titel in drei Teilen zu behandeln: Was war vor dem Krieg, wie war es während des Krieges und welche Erinnerungen sind aus der Nachkriegszeit geblieben.

Es waren Themen, zu denen die Anwesenden, mehrheitlich als Zeitzeugen, vieles beitragen konnten. Im Anschluss wurde angeregt, all das durch die Zeitzeugen Erlebte und Gesagte für die Nachwelt aufzuschreiben. Zwei der Anwesenden, wohl die letzten noch lebenden Kriegsteilnehmer in Niederweimar, erzählten von ihren Kriegseinsätzen als 18jährige.

## Teil 1

So erzählte Peter Grebe mir (teils nach dem Treffen): „Die Garnison unserer Einheit befand sich in der Stadt Stolp (heute Polen) an der Ostsee. Im Januar 1945 mussten wir uns vor den ankommenden Russen zurückziehen. In Stettin erlebten wir einen Großangriff und verloren viele Kameraden sowie von 90 Pferden 72. Die noch lebenden Kameraden und auch ich setzten sich in Richtung Westen ab und wurden bei Hagenau südlich von Schwerin von den Amerikanern in Gefangenschaft genommen. Bald darauf wurden wir den Engländern bei Hannover übergeben. Ich war dort bei der Verpflegung mit eingeteilt. Daher kann ich nicht klagen, denn das Essen war ausreichend. Ende August wurde ich entlassen und kam mit meiner Wehrmachtsuniform am 1. Sept. 1945 wieder zu Hause an. An diesem Tag stand gerade die Dreschmaschine in unserer Scheune und ich habe sofort mitgeholfen“. Auch Heinz Leinweber berichtete mir auf Nachfrage von seinen Erlebnissen als Soldat. Er sagte folgendes: „Im Oktober 1944 musste

ich mich in Kaiserslautern zur Erfassung als Wehrpflichtiger stellen. Von dort wurden ich und weitere Kameraden nach Hannover verlegt. Hier wurden wir eingekleidet. Die Bekleidung war schlecht, Holzschuhe wurden verteilt. Dann ging es in eine Kaserne in Laibach (heute Ljubljana, Slowenien), um dort für den Balkaneinsatz bei einer Luftwaffeneinheit ausgebildet zu werden. Zum Kampfeinsatz sind wir nicht mehr gekommen. Die Organisation schien zusammen gebrochen zu sein. Wir haben uns zurückgezogen und sind untergetaucht. Bei Mauthausen (Österreich) erwischte uns ein amerikanischer Soldat mit der Waffe und schickte uns in ein Sammellager, wo wir die Entlassungspapiere erhalten sollten. Dem war nicht so, er hat uns belogen. Von dort wurden wir nach Budweis, (Tschechei), in ein Lager gebracht. Die älteren Kameraden waren ganz bedrückt, denn hier war der Russe. Nun ging es weiter nach Sewastopol auf der Krim. Zusammen waren wir 800 Gefangene und mussten Arbeiten verrichten. Eine Krankheit hinderte mich, und ich galt als arbeitsunfähig. Daraufhin wurde ich entlassen und kam im November 1945 in die Heimat zurück“.

Peter Grebe, im 88. Lebensjahr, hat seine Erinnerungen und seine Erlebnisse aufgeschrieben, die auch teils von anderen Quellen herkommen. Er hat den Text den Anwesenden vorgelesen. Dafür erhielt er großen Beifall. Diese Aufzeichnungen sind so interessant, dass sie hier in Auszügen wiedergegeben werden:

Die Überschrift lautet: Für alle, die vor dem Krieg geboren sind. Wir wurden vor der Erfindung des Fernsehens, des Penicillins, der Schluckimpfung, der Tiefkühlkost und der Kunststoffe geboren und kannten keine Kontaktlinsen, keine Herzschrittmacher, keine „Pille“ und kauften Mehl und Zucker viertel-pfundweise in Tüten, und nicht in Fertigverpackungen. Wir waren schon da, bevor es Kreditkarten gab, Kugelschreiber, Wäschetrockner, Geschirrspüler und Klimaanlage sowie Last-Minute-Flüge. Wir pflegten Verbindungen persönlich und nicht mit Hotline. Was sich in der Welt ereignete, zeigte uns die Wochenschau im Kino ca. 14 Tage später. Damals waren die Käfer noch keine VWs. „Mit jemanden gehen“ hieß so viel wie verlobt zu sein. Alte Zeitungen wurden im Ofen verbrannt oder

sie dienten für „hintere Zwecke“. Das Wort Recycling war uns fremd. Wir dachten nicht daran, dass der Wienerwald etwas mit Brathähnchen zu tun hat, und Arbeitslosigkeit war eine Drohung, kein Versicherungsfall. Wir waren da, bevor es den Hausmann, die Emanzipation, die Pampers, die computergesteuerten Heiratsvermittlungen gab. Zu dieser Zeit gab es noch keine Gruppentherapie, Weight-Watchers, Sonnenstudios und kein Kindererziehungsjahr für Väter. Wenn man sich wunderte, sagte man „Oh“ und nicht „wow“. Wir haben damals keine Musik vom Tonband, UKW aus Transistorradios oder die New-Yorker via Satellit gehört. Wir lauschten Musikkapellen oder einer Schallplatte, deren Töne nicht gepowert waren. Bands und Discos waren unbekannt. Es gab auch keine elektronischen Schreibmaschinen, keine künstlichen Nieren, und keine Jungen, die Ohringe trugen. Die Worte Software, Know-how und Non-Food waren noch nicht erfunden. In dieser Zeit hieß „Made in Japan“ soviel wie billiger Schund und man hatte noch nie etwas von Pizzen, McDonalds und Instant Coffee gehört. Pommes und Ketchup waren noch nicht geboren. Wir sagten „Guten Tag“ oder „Grüß Gott“ und nicht Hallo oder Hey, und wenn etwas gut war, sagten wir schön und nicht Okay oder affengeil. Wir feierten unsere Feste und keine Partys oder Festivals, und Höhepunkte waren keine Highlights. Wir liefen schon umher, als man noch für 5 Pfennige ein Eis, einen Beutel Studentenfutter oder eine Flasche Brause kaufen konnte. Auf die Briefe klebten wir 6 – Pfennig Marken und für 10 Pfennige konnte man mit der Straßenbahn von einem Ende der Stadt bis zum anderen Ende fahren, wenn wir eine Fahrkarte gekauft hatten, die noch nicht Ticket hieß. Die Verkäuferin hatte noch keinen Job im Shop. Statt des modernen Countdown sagten wir noch abzählen und Freunde waren noch keine Fans. Wir waren wohl die letzte Generation, die so dumm war zu glauben, dass eine Frau einen Mann heiraten muss, um ein Baby zu bekommen. Wenn das Wort Kids fiel, dachten wir an kleine Rehe. Mit leuchtenden Augen lauschten wir den Märchen, die uns vorgelesen wurden. Comicstrips waren uns unbekannt. Wir mussten fast alles selber tun und mit dem auskommen, was wir hatten. Zu glauben, dass der Staat uns schließlich doch versorgen wird, wenn wir vorher über unsere Verhältnisse gelebt haben, wäre undenkbar gewesen. Wer mehr ausgab, als er einnahm,

war ein Krimineller, Bankrotter. Bock mussten wir immer haben. Diese ganze Entwicklung haben wir über uns ergehen lassen müssen. Ist es da ein Wunder, wenn wir etwas konfus erscheinen? So ist wohl die Kluft zwischen den Generationen entstanden. Wir haben aber alles überlebt und sind, der Statistik zu folgen, die gesündeste Generation. Das ist vielleicht auch der Beweis für unsere total überholte, aber vernünftige Lebensweise. Darum haben wir allen Grund zum Feiern, und freuen uns, dass wir das heute überhaupt noch können.“

Hans Schneider aus Niederweimar erzählte, dass nur wenige Tage nach Ausbruch des Krieges im September 1939 der Vater seiner Schulkameradin gefallen sei. Es war der erste Kriegstote in Niederweimar. Die Trauer war groß.

Michael Endter hat im Staatsarchiv Marburg gestöbert und ist auf eine amtliche Anweisung an den Bürgermeister von Niederweimar aus dem Jahr 1938 gestoßen, der veranlassen musste, dass den zwei hiesigen Landwirten J.K. und K.M. „das Handeln mit Juden“ bei Strafe untersagt wird.

## Teil 2

Im zweiten Teil der Gespräche standen die kriegerischen Ereignisse sowie die Bombardierungen von Niederweimar im Vordergrund. Beim Fliegerangriff auf Niederweimar am 6. Oktober 1944 hatte man 7 Todesopfer zu beklagen. Viele Wohnhäuser und auch Wirtschaftsgebäude, besonders in der Herborner-Straße und auch um den Bahnhof herum, wurden stark beschädigt. Das ganze Dorf war während und auch noch Stunden nach dem Angriff schwarz von Rauch und voller Gestank der Bordwaffengeschosse. Tiere auf den Feldern wurden getötet. Einige verletzte Pferde ranneten voller Panik mit angespannten Ackergeräten durch die Straßen und suchten Schutz. Der eigentliche Angriff galt wohl dem Bahnhof und dem gerade dort stehenden 4- Uhr- Zug. Aber die Flugzeugführer schossen bewusst auch direkt auf Menschen bei der Feldarbeit. Das erzählte Hans Schneider. Auch andere Teilnehmer gingen auf diese Geschehnisse ein, die sie alle selbst miterlebt haben.

Der Unterzeichner erzählte von den Erlebnissen mit der „Gulle“ (Gote). Die zierliche ältere Frau hatte ihren einzigen Sohn im Krieg verloren. Die Mutter der Kinder, also ihre Schwiegertochter, war schwer krank und musste die Kinder meiden. Der „Gulle“ oblag die Aufgabe, die Kinder zu versorgen. Sie besaß

eine kleine Landwirtschaft und war mit den Kindern am Tag des Fliegerangriffs am 6. Oktober 1944 bei der Kartoffelernte. Alle Kinder waren dabei. Sie erzählte: „Plötzlich gegen 4 Uhr tauchten die feindlichen Flieger auf und schossen auf den im Bahnhof stehenden Personenzug. Nicht nur auf den Zug, sondern ein Flugzeug hatte es auf uns abgesehen. Es flog an und schoss uns eine Kuh tot, die am Wagen stand. Ich habe den schwarzen Piloten genau gesehen. Dann drehte er eine weitere Runde und schoss erneut auf uns. Die zweite Kuh war getroffen. Sie musste später notgeschlachtet werden. Jetzt bin ich mit den Kindern in den nahe liegenden Vorflutgraben mit stinkender Brühe geflüchtet und wir haben uns dort in den Schlamm gelegt. Eine glückliche Entscheidung, denn jetzt beschoss und zerstörte er unseren Ackerwagen.“

Einige der Anwesenden erzählten von dem Luftangriff am 6. Dezember, der der Stadt Gießen galt. Durch die am Himmel gesetzten Christbäume, so wurden die Leuchtkörper genannt, waren Niederweimar und das ganze Lahntal hell beleuchtet. Die Menschen waren voller Panik, der Angriff auf unser Dorf am 6. Oktober war noch in guter Erinnerung. Mehrheitlich flüchteten sie in die Schluchten des damals unbebauten Weinberg oder in den Wald. Aus Niederweimar kam niemand zu Schaden. Ein Soldat eines abgeschossenen deutschen Flugzeuges, das beim Abwehrkampf eingesetzt war, stürzte unterhalb der Bahnlinie auf „Fenners“ Acker ab. Dabei kam der Bordfunker Theo Neudeck ums Leben. Er wurde hier auf dem Friedhof mit militärischen Ehren beigesetzt. Die Maschine war auf dem Ackerboden zerschellt und im Erdreich versunken. Erst bei den Kiesabbau-Arbeiten in den vergangenen Jahren kam der größte Teil des Flugzeuges, besonders der Motor, zum Vorschein. Der Verein „Fliegerschicksale“ in Ebsdorf hat den Motor und sonstige Teile in seine Sammlung aufgenommen. Hans Schneider: „Mein Großvater hatte bei dem Durcheinander auf dem Weg in die Schluchten seine Hausschuhe verloren und watete barfuß durch das nasse winterlich kalte Wetter. Andere flehten, weinten und schickten Gebete zum Himmel. Nachdem die Lichter am Himmel zu erlöschen begannen und die hörbaren Bombardierungen nach ca. 2 Stunden aufhörten, zogen die Geflüchteten in ihre Häuser zurück. Niederweimar hatte bei dem Angriff keine Schäden zu beklagen. Der Schulleiter, ein starker NS-

Funktionär, hatte meiner Mutter einmal erklärt: „Eine deutsche Frau hat immer ein stehendes Messer in ihrer Tasche zu tragen“. So etwas ist heute nicht mehr zu begreifen.

Tags zuvor, als die damaligen Feinde kamen, rief die Ehefrau des Schulleiters aus dem Dachboden heraus den flüchtenden deutschen Truppen zu: „Ihr Feiglinge, ihr Haut ab, anstatt sich dem Feind zu stellen“. Als die amerikanische Armee mit ihrem Kriegsgerät einrückte, konnte man sehen, dass hier jede Verteidigung sinnlos war.

Am 28. März 1945, gegen 8,30 Uhr, fuhren die ersten amerikanischen Militärfahrzeuge in unser Dorf ein. Es waren Panzer, Kettenfahrzeuge, Jeeps, Lastwagen und vieles mehr. Tage zuvor waren die Straßen voll mit zurückziehenden deutschen Truppen. Hans Schneider: Von einem Panzer herunter rief ein deutscher Soldat: „Sag doch den Angehörigen von H.M. (den Namen möchte ich nicht nennen, es gab 2 Personen im Dorf mit etwa den gleichen Namen, die im Krieg waren) dass der H.M. stark verwundet wurde oder gefallen ist). Meine Mutter und ich hörten diesen Ruf. Mutter war ganz aufgeregt. Was soll ich jetzt machen? Ich kann diese Nachricht keinem der zwei Familien überbringen. Mutter entschied, das Gehörte zu vergessen. Es stellte sich bald heraus, dass der Soldat H.M. kurz vorher in französische Gefangenschaft geraten war. Er kam nach ca. 2 Jahren gesund in die Heimat zurück. Über den zweiten Namensgleichen ist weniger bekannt geworden.

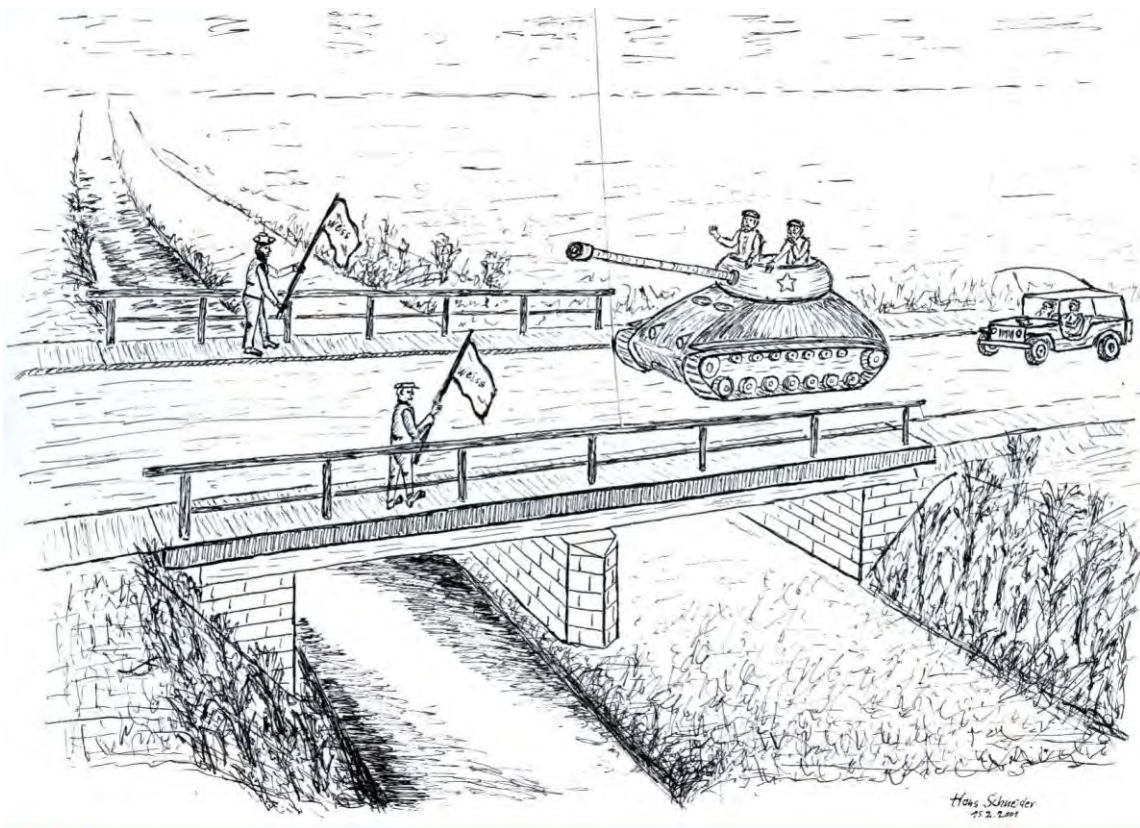
### **Teil 3**

Ursula Hormel geb. Olesch, erzählte: „Meine Familie, Vater, Mutter und wir Kinder, kamen aus einem Ort bei Oppeln in Oberschlesien. Wir sind keine Heimatvertriebenen, sondern Flüchtlinge. Wir sind vor den ankommenden Russen geflohen. Wir hatten ein eigenes Haus mit einem großen Garten. Vater war in der Stadtverwaltung beschäftigt. Ich war 10 Jahre alt, als wir flüchteten. Wir konnten nur wenige Sachen mitnehmen. Auf dem Bahnhof herrschte ein großes Durcheinander und Gedränge beim Einsteigen in den Zug. Eine Frau hatte einen ca. 2-jährigen Jungen an der Hand und ein weiteres Kleinkind in einem Kissen eingewickelt unter dem Arm. Als der Zug abgefahren war, fing die Frau plötzlich an zu schreien. Was war los? Das Kind war bei dem Einsteigen in den Zug aus dem Kissen herausgerutscht und war fort, ja es war nicht mehr da. Der Zug fuhr weiter. Was aus der Frau und

dem Kind geworden ist, ist mir nicht bekannt. Das sind Schicksale!

Wir sind in Niederweimar auf einem Bauernhof gelandet und wurden herzlich aufgenommen. Wir haben dort einige Jahre gewohnt und hatten ein gutes Verhältnis zu dem Eigentümer. Es waren liebe Leute. Ich habe meinen späteren Ehemann kennen gelernt und wohne seit dem mit ihm, er ist leider verstorben, in seinem Haus“. Auf die Frage, ob sie schon wieder einmal in ihrer alten Heimat gewesen sei, sagte sie, ja, im Jahr 1974. Ihr Ehemann wollte einmal ihre Herkunft kennen lernen. Hans Schneider erzählte von der Rettung der Allnabrücke. „Der Zeitzeuge, Kurt Gerlach, am Ende des Krieges 15 Jahre alt, hat mir über die Rettung der Allnabrücke folgendes berichtet: „Richard Müller, Sohn von Bürgermeister Müller, war ein Schulkamerad von mir. Wir waren oft zusammen. So auch tags zuvor, als die Amerikaner eintrafen. Wir befanden uns auf dem Hof des Bürgermeisters. Da erschienen fünf hochrangige deutsche Wehrmachtangehörige mit Waffen ausgerüstet und wollten den Bürgermeister sprechen. Mein Schulkamerad Richard rief seinen Vater, also den Bürgermeister. Wir beide standen in der Nähe

und hörten einiges mit. An den Mienen der Gesichter merkten wir, dass über etwas Wichtiges gesprochen wird. Der Bürgermeister hatte seine Pistole verdeckt in der Hand. Die Besucher wollten erreichen, dass der Bürgermeister die Sprengung der Allnabrücke und Verteidigungsanlagen am Weinberg veranlassen sollte. Eine Vorverteidigung der Stadt Marburg sollte erreicht werden. Dem widersprach der Bürgermeister energisch mit der Begründung, dass sich damit das Dorf sichtbar verteidigt und in große Gefahr gerät. Er lehnte also beides ab. Die Wehrmachtangehörigen wollten ihn daraufhin abführen. Als er sich dann als Ortsgruppenführer ausweisen konnte, ließen die Belagerer von ihm ab mit der Begründung: Morgen kommen wir zurück! Dann war es zu spät. Hätte der Bürgermeister nach den Anweisungen gehandelt, wäre das Dorf zerschossen worden. Durch seine Mitgliedschaft in der NSDAP und als Ortsgruppenführer wurde er für ca. 2 Jahre in einem Lager inhaftiert. An einer Krankheit, die er sich dort zugezogen hat, ist er im Alter von 60 Jahren verstorben. Die Bevölkerung dankt ihm im Stillen für seine mutige Entscheidung.





Beim Eintreffen der Amerikaner standen Bürgermeister Müller und der spätere Bürgermeister Gerlach auf der Allnabrücke und hissten weiße Fahnen zum Zeichen, dass sich das Dorf nicht verteidigt.

Die Amerikaner besetzten nach dem Eintreffen das Schulgebäude und ebenso den größten Teil der Wohnungen in der heutigen alten Bahnhofstraße. Dort hatte sich eine Versorgungseinheit einquartiert. Die Bewohner mussten sich eine Bleibe irgendwo im Dorf suchen. Ca. 4 Monate lang fiel der Unterricht aus. Auch die Bewohner in der Bahnhofstraße konnten nach dieser Zeit in ihre Häuser zurückkehren. Ein Bewohner der Bahnhofstraße sagte mir einmal, die „Schwarzen“ haben sich alle anständig benommen. Es gab eine Anordnung, dass Ferngläser, Fotoapparate, Gewehre und sonstige Gerätschaften beim Bürgermeister abgeliefert werden mussten.

Heinrich Rösser erzählte, dass in ihrem Haus eine fünfköpfige Familie in einem Zimmer mit einer Größe von 17 m<sup>2</sup> eine lange Zeit

gewohnt hat. Hans Schneider berichtete, dass er in der Funktion als Verwalter des Gemeindegarchivs auf eine Anweisung von Bürgermeister Becker aus dem Jahr 1946 gestoßen ist, der hier 6 hiesige Landwirte mit ihren Gespannen und Wagen bestimmte, sich im Mai, (genaues Datum und Uhrzeit wurde genannt), 1946, am Bahnhof in Niederwalgern einzufinden haben, um die für Niederweimar zugewiesenen Heimatvertriebenen abzuholen. Es müssen schon etliche Familien gewesen sein. Es konnte nicht ermittelt werden, um welche Personen es sich hier handelte. Zusammenfassend ist aus den Erzählungen festzuhalten, dass mit dem Einzug der Amerikaner der Krieg für uns zu Ende war, und ebenso die Befreiung von dem verwerflichen „Naziregime“.

Aufgeschrieben und geändert Weimar am 27. April 2015

## Erinnerungen an Kriegs- und Nazzeiten

von Michael Endter

In der Alten Kirche in Niederweimar gab es am 15. Juni 2015 wieder einmal einen lohnenden Gesprächsnachmittag. In der Reihe „Treffen der Erinnerungen“ werden seit geraumer Zeit vom Kulturverein Alte Kirche in Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein Weimar und den Landfrauen Weimar interessante Themen aus den vergangenen Jahrzehnten besprochen, Erinnerungen wachgerufen.

Diesmal ging es wieder um die Zeit des „Dritten Reiches“, die bereits vor einigen Monaten zu einer fast leidenschaftlichen Aussprache geführt hatte. Die Vorsitzende des Kulturvereins, Ulla Vaupel, eröffnete den Gesprächsnachmittag und übergab bald an Michael Endter, der erneut das Gespräch durch die schwierige Thematik leitete.

Als ganz wichtig erwiesen sich viele Erinnerungen, die – Mosaiksteinen gleich – zu einem Bild führten, das rasch deutlich machte, dass es nach der ‚Machtergreifung‘ im Januar 1933 im fernen Berlin auch in Niederweimar und den umliegenden Dörfern ein normales Dorfleben nicht mehr gab, nicht mehr geben

konnte. So erinnerte sich ein Teilnehmer daran, wie er als Kind 1935 auf der „Kirmes“, dem Dorffest, eine Kleinigkeit bei einem Juden, der neben anderen Händlern einen Verkaufsstand auf diesem Fest hatte, kaufen wollte. Ein Mitbürger wies ihn grob darauf hin, dass er bei einem Juden besser nichts kaufen solle.

Nun haben ja die Nazis weiß Gott den Antisemitismus nicht *erfunden*, neu war jedoch, dass manche Mitbürger witterten, dass sie von Seiten der Obrigkeit nichts zu befürchten hatten, dass sie sich gar ermutigt fühlen konnten, wenn sie ihre Aggressionen, ihren Hass gegenüber den Juden auslebten. So nahmen die Schikanen bereits in den frühen 1930er Jahren zu, lange bevor sich die *Endlösung der Judenfrage* in ihrer bestialischen Form, von der wir heute wissen, abzuzeichnen begann.

Mehrmals wurde an den Bürgermeister Müller erinnert, der das Amt während der Nazizeit innehatte. Dieser war durchaus im Sinne des Regimes: ehemals Ortsbauernführer, NSDAP-Mitglied seit 1930, seit '32 politischer Leiter, seit April 33 Bürgermeister. Doch es

wurde einhellig seine ausgleichende Art gelobt. „Er war gerecht“, meinte ein Teilnehmer. Beispielsweise konnte er einem KPD-Mitglied, das Niederweimarer SA-Leute am 24. März 1933 verhaftet und mit vorgehaltenem Gewehr durchs Dorf zum Bahnhof und ins Zuchthaus getrieben hatten, nach kurzer Zeit durch persönliche Intervention wieder zur Freiheit verhelfen. Nach Kriegsende wurde er von den Besatzern für zwei Jahre im Internierungslager Darmstadt festgehalten, er ist dann einige Zeit nach der Freilassung verstorben.

Für einige Landwirte in Niederweimar war das wichtigste Ereignis der '30er Jahre die „Entschuldung“ ihres Hofes. Darunter ist zu verstehen, dass die Regierung den „Reichsnährstand“ stärken wollte, um Deutschland unabhängig von Agrarimporten zu machen. Und zu diesem Zwecke wurden verschuldeten Bauern in den Jahren 1936/37 zu einem großen Teil ihre Schulden erlassen. Natürlich trug dies bei den Betroffenen in erheblichem Maße zu ihrer Loyalität bei.

Allen Höfen wurden ab 1939/40 Kriegsgefangene als Landarbeiter zur Verfügung gestellt. Dies um so mehr, als während des Krieges zunehmend die männlichen Mitglieder der Bauernfamilien als Soldaten einberufen und an der Front eingesetzt wurden. Man achtete darauf, dass die überwiegend polnischen und französischen Gefangenen selbst aus der Landwirtschaft kamen und ihr Handwerk verstanden. Sie konnten sich während des Tages unbewacht und recht freizügig auf den Höfen bewegen, die Nacht mussten sie dann in Sammelunterkünften, etwa in dem Nachbardorf Damm, verbringen. Ein Teilnehmer des Gespräches berichtete, dass „ihr“ Pole gewöhnlich mit ihnen am Tisch die Mahlzeiten einnehmen konnte. Nur wenn der Gefangenenaufseher zur Kontrolle erschienen sei, habe es deshalb regelmäßig „Stunk“ gegeben.

Mehrfach wurde die Veränderung der Rolle der Frauen angesprochen. Hatte sich im ländlichen Raum ihre Rolle meist auf den Bereich der Familie beschränkt („drinnen waltet die züchtige Hausfrau“, wie es Schiller einst formuliert hat), was durch die Nazi-Propaganda noch verstärkt wurde, so wuchs ihnen spätestens im Verlaufe des Krieges oft die Rolle des Familienoberhauptes zu, das Haus und Hof zusammenhalten musste. Einfach deshalb, weil der Mann, der dies vorher selbstverständlich ausgeübt hatte, nicht mehr da war. Er war im Krieg, in Gefangenschaft, gar vermisst oder

„gefallen“. Vielerorts entstanden Konflikte nach der Rückkehr der Männer. Ein großer Teil von ihnen kam aus der Gefangenschaft zurück, verletzt, geschlagen, traumatisiert an Leib und Seele. Nicht als strahlender Sieger, wie ihnen das noch Jahre zuvor eingeredet worden war. Und sie begegneten ihren Frauen, die nicht unbedingt einsehen wollten, dass sie sich diesen Männern wieder unterzuordnen hatten, dass die alten Zustände wieder hergestellt werden sollten. Frauen, die auf dem Hof, in Fabrik und Gewerbe ihr Können und ihre Selbstständigkeit unter Beweis gestellt hatten.

Jahrelange Konflikte um die Rollenfindung, um ein neues „Einnorden“ zwischen den Eheleuten und auch im Verhältnis zu den Kindern waren die Folge. Wobei nicht verschwiegen werden soll, dass die Politik in den Nachkriegsjahren jämmerlich wenig tat, um die Frauen auf dem Weg zu mehr Selbstständigkeit und Bedeutung zu unterstützen.

Von Kriegstraunungen war die Rede. Die Gefahr, an der Front das Leben zu verlieren, war so groß und gegenwärtig, dass eine solche juristische und moralische Absicherung von allen Seiten angestrebt wurde. Nicht zuletzt gab diese Besiegelung des Verhältnisses auch der Frau die Gewissheit, dass das Kind in ihrem Leib einen Vater hätte und dass sie im schlimmsten Falle als anerkannte Kriegerwitwe Anspruch auf eine Rente hätte. Sicher nicht üppig, aber es half bei der Erleichterung der wirtschaftlichen Existenz. Wem dies zu fern oder fremd ist, der kann sich am Kriegerdenkmal auf dem Friedhof von Niederweimar selbst ein Bild machen, wie viele Soldaten aus unserem Dorf ihr Leben lassen mussten – und wie vertraut uns manche Nachnamen sind. Die Eheschließungen erfolgten oft kurz vor der Einberufung oder während eines Heimaturlaubes des Soldaten. Es gab aber auch „Ferntraunungen“, bei denen die Braut vor dem heimischen Standesbeamten und zur gleichen Zeit der Bräutigam vor dem Kompaniechef beispielsweise in Stalingrad sich das Jawort gaben.

Ganz makaber wurde es – und auch davon berichtete verbürgt eine Teilnehmerin –, wenn der Bräutigam bereits „gefallen“ war oder als vermisst galt. Da kam es vor, dass die Braut vor Altar und Pfarrer heiratete – und neben ihr war, statt des Bräutigams, ein Stahlhelm platziert. Man kann sich kaum vorstellen, wie es der Braut an diesem so genannten „schönsten Tag des Lebens“ gegangen sein muss.

Da die Rente an den Status der Witwenschaft gebunden war, das heißt, bei neuerlicher Verheiratung gestrichen wurde, gab es in den fünfziger bis in die sechziger Jahre auch das Phänomen der „Onkelehe“, bei der ein Partner ohne Trauschein, aber oft von der Umgebung toleriert, in der Familie mit lebte. Die Probleme, die dabei gesehen wurden, sind heute undenkbar und unverständlich.

Die lebhaften Gespräche klangen aus mit Erinnerungen an den beliebten Pfarrer Schmidt aus Oberweimar (Niederweimar gehörte damals noch zum Kirchspiel Oberweimar, bis 1949 mit Pfarrer Endter das Kirchspiel Niederweimar, das auch Gisselberg und Cyriaxweimar einschloss, seine Selbstständigkeit erlangte) und einige Ärzte, die damals in den umliegenden Dörfern praktizierten.

## **Zwangsarbeit während des Zweiten Weltkrieges in den Ortsteilen der Gemeinde Weimar**

von Otto Weimar

Zwangsarbeit war ein zentraler Bestandteil der nationalsozialistischen Diktatur. Über 20 Millionen Menschen, darunter Frauen und Kinder, wurden während des Zweiten Weltkrieges in Deutschland zur Arbeit gezwungen. Sie wurden in der Industrie, im Straßenbau, im Handwerk und in der Landwirtschaft eingesetzt. Auch die Rüstungsindustrie war auf das rassistische System der Zwangsarbeit angewiesen, besonders seit im Rahmen der Strategie des „totalen Krieges“ ab 1942 fast alle deutschen Männer zur Wehrmacht einberufen wurden. Die Männer, Frauen und Kinder wurden aus den besetzten Ländern verschleppt und als sogenannte Fremdarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge ausgebeutet. Sie wurden in unterschiedlichen Lagern und Unterkünften, teils von Behörden, Firmen, Bauern oder Familien unter prekären Verhältnissen untergebracht und bewacht. Ihre Versorgung war äußerst unzureichend, sie litten oft Hunger. Ihre Lebensbedingungen unterschieden sich dabei je nach Geschlecht, rechtlichem Status und Nationalität: Menschen aus der Sowjetunion und aus Polen waren im besonderen Maße der Schikane durch Gestapo und Polizei ausgesetzt und wurden oft auch von der Bevölkerung als ‚slawische Untermenschen‘ diskriminiert. Etwas erträglicher, aber gleichwohl von Demütigungen und Entbehrungen geprägt, war das Leben der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, die der westeuropäischen oder nordischen Rasse zugerechnet wurden. Am schlimmsten war die Situation der Häftlinge von Konzentrationslagern, vor allem der zur „Vernichtung durch Arbeit“ vorgesehenen

Juden und Jüdinnen, Roma und Sinti ([www.zwangsarbeit-archiv.de](http://www.zwangsarbeit-archiv.de)). Auch in den Dörfern der Gemeinde Weimar wurden Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, vor allem aus Frankreich und Polen, zur Arbeit bei den Bauern eingeteilt. Aus dem ITS-Archiv (International Tracing Service-Archiv) in Bad Arolsen konnte ich aus einer Liste zur Ausländerzählung entnehmen, wo Personen fremder Nationalität im Krieg für kürzere oder längere Zeit in den Ortsteilen der Gemeinde Weimar arbeiten mussten. Die Bürgermeister der Gemeinden mussten im März 1946 an den damaligen Landrat Eckel berichten, ob Nachlass von den polnischen Zwangsarbeitern vorhanden sei „In Roth befindet sich kein Nachlass der polnischen Zwangsarbeiter“ (so berichtet der Bürgermeister aus Roth - aus Akten im Gemeindearchiv).

**Polnische Zwangsarbeiter/Zwangsarbeiterinnen**, die im 3. Reich bei den Bauern in den Dörfern der Gemeinde Weimar beschäftigt waren ( bis zum Kriegsende):

**Allna:**

Graczkowska Marianne

01.05.1941 – Apr. 1942

Kuszczuk Angnieska

15.03.1940 – 24.03.1942

Wisniewski Rendryk

07.04.1941 u. 22.10.1943–1945

Wysokinski Stanislaus

Mai 1941 – Oktober 1941

Zsplaw Nikolie

15.03.1940 - 08.08.1944

Zylsk Antonia  
15.03.1942 – 22.08.1944  
Zulak Wladislaus  
20.01.1942 – 22.08.1944  
Wojciechowska Rozalya  
16.01.1945 - 1945

**Argenstein:**

Budawa Jan  
19.02.1942 - 1945  
Michaelec Felix  
Febr. 1942  
Zawisza Josef  
22.03.1944 - 1945

**Kehna:**

Bernacik Wladislaus  
06.03.1943 – 06.05.1943  
Bzdyra Jan  
14.03.1940 - 1945  
Golik Jan  
14.03.1940 – 28.04.1944  
Lukasik Bronislawa  
05.02.1944 - 1945  
Lukaszuk Michalina  
14.03.1940 – 31.12.1940  
Maciochna Josef  
30.01.1943 – 13.12.1943  
Malek Jan  
01.07.1940 - 1945  
Olejmiczak Anton  
01.07.1940 - 1945  
Osuch Ragionja  
28.12.1940 - 1945  
Sokal Jan  
14.03.1940 - 1945  
Sokolowski Waclaw  
01.07.1940 - 1945  
Szewczak Hedwig  
04.09.1944 - Nov. 1944  
Nieckarz Leon  
01.07.1940 - 1945  
Samulak Helena  
14.03.1940 - 04.03.1945  
Senyk Nikola  
30.04.1943 u.19.07.1944-45  
Szwed Iwan  
14.03.1940 - 1945  
Schab Josef  
24.07.1944 - 1945  
Wasylikiw Wasyl  
23.02.1943 - Juni 1945  
**Nesselbrunn:**  
Gozdyra Ludwig  
01.08.1940 - 02. 05.1943

Lubacha Tadeus  
01.08.1944 - 29. 04.1943  
Wozniak Wladyslavs  
10.07.1944 - 1945

**Niederwalgern:**

Bavan Anton  
15.12.1942 - 1945  
Bedmarz Franz  
28.12.1944 - 1945  
Betlej Eugenjusz  
07.04.1941 - 16.01.1945  
Boske Bazyli  
19.07.1943 - 1945  
Bosko Ewa  
19.07.1943 - 1945  
Cap Jan  
05.04.1940 - 1945  
Dycha Josef  
23.02.1943 - 1945  
Gontarz Bronislaw  
23.02.1943 - 1945  
Kopainski Michel  
05.04.1940 - 13.01.1942  
Lukaszuk Michalina  
01.01.1941 - 1945  
Maciocha Joseph  
05.04.1940 - 13.01.1943  
Maletycz Honoria  
Nov. 1943 - 1945  
Mateja Maria  
05.04.1940 - 1945  
Matusiak Stanislaus  
01.07.1940 - 1945  
Siwico Josef  
25.03.1943 - 1945  
Sloma Ewa  
05.04.1940 - 1945  
Szabat Aniela  
05.04.1940 - 1945  
Stecyk Anna  
01.10.1943 u. 03.06.1944 -1945  
Ozzust Broonislaw  
17.01.1945 - 1945  
**Niederweimar:**  
Brix Czeslaus  
03.07.1940 - 1945  
Burkiemicz Josef  
13.04.1944 - 1945  
Dluzniefski Josef  
22.11.1942 - 19.11.1944  
Drabik Jan  
03.07.1940 - 1945  
Drag Franciczack  
06.04.1941 - 1945

Drag Marianne  
06.04.1941 - 1945  
Dropec Michel  
28.12.1940 - 02.09.1942  
Barbacz Wawrzieniez  
11.07.1944 - 13.09.1944  
Grumiela Marianne  
21.11.1944 - 1945  
Jaworski Michel  
03.03.1943 - 1945  
Irytowski Władysław  
03.07.1940 - 1945  
Kassprwitz Johann  
20.09.1944 - 1945  
Kirschke Joseph  
03.07.1940 - 15.11.1940  
Koscka Franz  
03.07.1940 - 12.10.1941  
Krakowski Alex  
03.07.1940 - 05.07.1943  
Kurczewski Marjan  
14.01.1940 - 25.03.1940  
Kurzawa Joseph  
03.07.1940 - 10.11.1942  
Machata Joseph  
15.01.1940 - ?  
Maciaszek Stanisław  
08.05.1944 - 1945  
Malek Franz  
26.01.1942 - 1945  
Mincewicz Anna  
05.04.1940 - Dez. 1940  
Nowak Polesław  
03.07.1940 - 1945  
Nec Marya  
08.05.1944 - 16.01.1945  
Laskowski Stanislaus  
06.05.1941 - Nov. 1941  
Jepta Kasimir  
14.01.1940 - 25.03.1940  
Sazak Władysław  
03.07.1940 - 1945  
Sloma Franz  
03.07.1940 - 1945  
Sobucki Andreas  
03.07.1940 - 1942  
Szelag Stanisław  
01.06.1941 - 1945  
Szwarczewski Franz  
02.11.1939 - 1945  
Patryszym Kost  
30.07.1942 - März 1943  
Pawyzka Mierozisław  
11.12.1942 - 20.06.1944

Portka Josef  
21.06.1944 - 1945  
Zurcyki Joseph  
04.07.1940 u. 01.04. 1942 - 1945  
Witkowska Michalina  
03.03.1943 - Nov. 1945  
Wojciechowska Rozalya  
16.01.1945 - 27.01.1945

#### **Oberweimar:**

Baran Stanislaus  
04.07.1940 – 10.10.1941 – verstorben  
Barwicki Władysław  
04.07.1940 - 1945  
Bernat Franz  
03.07.1940 - 1945  
Bialek Jan  
04.07.1940 - Jan. 1942  
Boleck Franz  
03.07.1940 - 1945  
Broda Jan  
04.07.1940 - 1945  
Cwikla Aniela  
14.11.1940 - 1945  
Czyzkowski Leo  
03.07.1940 - 1945  
Dzido Franz  
01.02.1942 - 1945  
Dzienbor Josef  
12.09.1942 - 12.09.1944  
Fronezak Helena  
Juni 1944 - 1945  
Furda Jakobus  
10.07.1942 - 30.12.1942  
Giergiel Joseph  
05.04.1940 - 1945  
Gruscynski Tabeusz  
04.07.1940 - 16.02.1943  
Hamerski Eduard  
04.07.1940 - 1945  
Hoffmann Jan  
10.07.1940 - 08.08.1943  
Hoffmann Stefanian  
25.07.1940 - 1945  
Kobei Maria  
04.10.1944 - 1945  
Kurczeswski Franz  
28.03.1942- 1945  
Kuspal Zorfia  
18.04.1942 - 02.02.1944  
Kuszczyk Katharina  
05.04.1940 - 1945  
Kuzna Johann  
Februar 1942 - 1945  
Michalak Zygmunt  
04.07.1940 - ?

Miksza Antoni  
05.03.1943 - 1945

Nogaj Stanislaus  
07.07.1940 - ?

Pawelcowwa Maria  
05.04.1940 - 1945

Pieroiyczk Katharina  
05.04.1940 - 04.02.1941

Plaskota Jan  
04.07.1940 - Sept. 1942

Plocionnik Mariann  
13.04.1943 - 1945

Placiennek Helena  
07.08.1941 - 1945

Placiennek Irena  
07.08.1941 - 1945

Rzepka Josef  
unbekannt - 1945

Sadowski Jan  
21.04.1943 - 1945

Swacha Jaminz  
05.04.1940 - Okt. 1942

Stachaczyneka Maria  
Mai 1941 - 1945

Wella Franz  
03.07.1940 - Febr. 1943

Wowk Maria  
25.05.1942 - 1945

Wujkiw Anna  
14.11.1944 - 1945

**Roth:**

Barton Johann  
18.03.1940 - 1945

Bzdznich Jan  
05.04.1940 - 07.07.1942

Gutowicz Karl  
06.07.1942 - 1945

Krupa Anna  
Apr. 1944 - 07.08.1944

Litkowiec Fedor  
05.04.1940 - 1945

Lusiak Stefan  
05.04.1940 - 1945

Wileczak Kasimier  
18.03.1940 - 1945

Zelsske Johann  
05.04.1940 - 1945

**Stedebach:**

Buda Stanislaus  
01.07.1940 - 1945

Gozdyra Ludwig  
03.05.1943 - 1945

Mankiewicz Wilhelm  
01.07.1940 - 1945

Mazurek Josef  
23.02.1943 - 29.04.1945

Michalec Felix  
17.07.1941 - ?

Ozzust Bronislaw  
23.05.1941 - 16.01.1945

Patroykat Bromindar  
01.07.1940 - 1945

Post Bronislaw  
23.02.1943 - 27.02.1945

Paiuk Michel  
23.02.1943 - 01.10.1943

Tymofiljewiez Antoni  
23.02.1943 - 1945

Tymofiljewiez Josef  
24.02.1943 - 1945

**Weiershausen:**

Czarnecki Stefan  
13.12.1944 - 1945

Kuszczyk Angnieska  
25.03.1942 - 1945

Kuszczyk Janina  
25.01.1944 - Kind 1945

Kuszczyk Michael  
25.01.1944 - Kind 1945

Zswitasz Nikoleij  
20.06.1944 - 1945

**Wenkbach:**

Biedosienricz Jan  
20.01.1942 - 10.07.1944

Roza Katarzyna  
05.04.1940 - 1945

Cichusz Karl  
28.03.1944 - 12.06.1944

Czarnecki Stefan  
05.04.1940 - 31.03.1942

Dziduch Adam  
05.04. ? - 1945

Grzebieniak Nikolaus  
18.07.1944 - 07.11.1944

Miedwied Petro  
25.01.1944 - 1945

Mychalyszczym  
13.03.1942 - 1945

Wawrzyk Marian  
01.08.1941 - 10.03.1943

Wnuk Jan  
08.11.1944 - 1945

Polac Michael  
15.03.1940 - 1945

**Wolfshausen:**

Cichocki Josef  
05.04.1940 - Dez. 1940

Cudzilo Magdalena  
05.04.1940 - 1945  
Czyrko Anna  
05.04.1940 - 1945  
Duta Johann  
10.11.1939 - 1945  
Dyminski Zygmunt  
30.01.1942 - 07.04.1942  
Franizuk Eduard  
29.03.1944 - 1945

Klich Stanislaus  
10.11.1939 - 19.09.1945  
Marusiak Marysia  
23.10.1942 - 26.10.1942  
Rysztak Jan  
29.10.1943 - 1945  
Walczak Stanislaw  
17.02.1943 - 1945

### Kleine Mitteilung

**Singvögel in der Schusterstube.** Noch in den zwanziger und dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts war der Besuch beim Niederwälder Schuster (Konrad Kaletsch, *Puhls*) für die Schulkinder, die das gute Schuhwerk ihrer Mütter zum Flicker bringen mussten, ein Erlebnis: „*Wann mir Keann emol Vuijel seh wollde, da sei mer zom Puhls Schusder gegange. Bei Puhls ean de Schusderstobb hingke die ganze Winn voll Vuijelskäfiche. Mei Modder läiß do die Schouw mache, mir nit, mir worn bei em aner. Ach kerle, woas brochd däi oa Schouw, alle fünf Jahr emol e poar*“ (Bericht von Joh. Kaletsch, 28.7.1981). Wie in sehr vielen Handwerkerstuben belebten auch hier die gefiederten Sänger den eintönigen Werktag; und gerade die Schuster bildeten oft auch Dompfaffen aus, die ihre Strophen von den Altvögeln lernen müssen und sich daher, von Hand aufgezogen, während der Prägephase beständig vorgepfiffene Melodien aneigneten. Im Kommentar zur Erzählung „Hänschen“ des Niedereisenhäuser Lehrers Georg Zitzer habe ich die Liebhaberei der Singvogelhaltung, die in den Dörfern sehr weit verbreitet war, etwas ausführlicher behandelt (Zwischen den Bergen. Erzählungen aus dem Hinterland von Georg Zitzer, hrsg. von Gerald Bamberger und Siegfried Becker, Biedenkopf 2011, Nachwort der Herausgeber, S. 143-174). Noch bis weit ins 20. Jahrhundert waren Vogelfang und Vogelhandel, mehr aber noch die Ausbildung der gefiederten Sänger ein einträglicher Nebenverdienst; erst die musikalische Unterhaltung durch Grammophon und Radio, schließlich auch Gesetzgebung und Sensibilisierung für den Naturschutz lösten den Schmelz des Waldvogelliedes und den leise rollenden Schlag der Harzer Kanarien in den Wohnstuben ab. Nicht nur in Tirol und im Harz als den Zentren des Vogelhandels (Lauffer, Otto: Singvögel als Hausgenossen im deutschen Glauben und Brauch. Berlin 1939), auch in den hessischen Mittelgebirgen, im Vogelsberg, in der Rhön, im Buchenland um Fulda und in Schmalkalden gab es viele Dörfer, in denen sich einzelne Familien auf die Kunst der Gesangsausbildung junger Dompfaffen verstanden, die in den hessischen Dörfern wegen der zinnoberroten Brust meist Blutfinken genannt wurden. Und so ist denn wohl auch neben dem farbenfrohen Gefieder des Gimpelhahnes in dieser Fähigkeit zur Nachahmung menschlicher Tondichtung die besondere Zuneigung zu erklären, die den Blutfinken von den hessischen Landleuten entgegengebracht wurde. Hugo Hepding hat einen schönen Handwerksbrauch aus dem Ende des 19.

Jahrhunderts mitgeteilt, der von manchen Weißbindern in oberhessischen Dörfern geübt wurde und als Nachweis handwerklicher Fertigkeit galt: nach jedem neuen Anstrich der Wohnstuben hinter dem Ofen einen Blutfinken zu malen, wovon denn auch die Redensart herrührte, die oft Fragen zur Erprobung von Sachverstand und Allgemeinwissen vorangestellt wurde: „Dô will ich gleich gesieh, ob enner en richtiche Weißbenner eaß, dô will ich'n gefreeje: Kennt'r dann aach en Bloutfenke gemoon?“ (H[epding, Hugo]: Lückenbüßer. In: Hessische Blätter für Volkskunde 20, 1921, S. 14). Doch die Vogel Liebhaberei war über die Dörfer hinaus ein sehr viel weiter verbreitetes Phänomen der bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Die armen Bergregionen profitierten davon, denn sie wussten sich Absatzgebiete zu erschließen; von hier aus gingen die gefiederten Sänger weit hinaus in die Welt, aus Angersbach im Vogelsberg etwa führte ein reger Binnenhandel und Export vor allem Kanarienvögel zu Tausenden nach Fulda und Frankfurt, vor 1870 bis nach Russland, danach auch nach England und Amerika. Der letzte hessische Blutfinkenlehrer war Christian Grösch aus Trätzhof bei Fulda, der noch zu Beginn der achtziger Jahre die mühevollen Arbeit der Aufzucht und Gesangsausbildung ausübte; er hat mir noch über seine Kenntnisse und Erinnerungen berichtet, über die sorgfältige Behandlung der jungen Gimpel, die mit behördlicher Ausnahmegenehmigung im Alter von fünf bis sechs Tagen aus den Nestern genommen und aufgezogen wurden. Jahrzehntelange Erfahrung gehörte dazu, die versteckten Nester der heimlichen Vögel im Wald ausfindig zu machen, und er wusste auch um die Plätze, an denen Brutpaare mit besonders gelehriger Nachzucht nisteten. Schonend wurde daher auch die Entnahme einzelner Jungtiere vorgenommen, um nicht die Population zu gefährden – ein nachhaltiger Umgang mit der Natur also, der ihre Kenntnis, ihre Nutzung und ihren Schutz miteinander zu verbinden wusste. Zu seinen oft langjährigen Kunden unterhielt er enge Kontakte, und sie zeigten sich oft erkenntlich: als er einmal zu einem großen Auftritt mit liedersingendem Dompfaff in Heinz Schenks Unterhaltungssendung „Zum Blauen Bock“ nach Cappel bei Marburg eingeladen war, verlor der dafür vorgesehene Gimpelhahn aus unerfindlichen Gründen seine stahlblauen Schwungfedern; in dieser Notsituation half ihm das Schuhhaus Weber in Marburg aus, wohin er vor vielen Jahren einen seiner „Meisterschüler“ verkauft hatte. S. Becker



Ausschnitt aus dem Schulbild der Volksschule Niederwalgern 1908. Die sitzenden Jungen zeigen ihre Schuhsohlen mit den Schuhnägeln (Pinn), die die Ledersohlen vor Abnutzung schützen sollten.

### Kleine Mitteilung

**Die Pinnschuhe.** In früheren Jahren wurden die Leder-sohlen-Schuhe mit Eisenstiften (mit den „Pinn“) beschlagen, die Sohlen sollten dadurch geschont werden. Der Nachteil dieser Methode war, dass es bei jedem Schritt auf dem Pflaster klackte. Als nach dem 2. Weltkrieg die Amerikaner als Soldaten nach Deutschland gelangten, kamen sie auf leisen Sohlen, denn ihre Schuhsohlen waren aus Gummi. So brachten die Amerikaner die

Gummi-sohlen nach Deutschland, und unsere Schuhma-cher stellten sich auf diese Sohlen um. So könnte man sagen: die Amerikaner haben für mehr Ruhe auf unseren Straßen gesorgt, sie kamen auf leisen Sohlen. Wir können uns heute nicht mehr vorstellen, auf „Pinnschuhen“ zu laufen.  
O. Weimar

**Einsendungen von Beiträgen und Materialien für die „Heimatswelt“ werden erbeten  
an die Redaktion:**

**Michael Endter, Niederweimar, (endter@aol.com)**

**Hans Schneider, Niederweimar, Zur Kirche 2, 35096 Weimar (Lahn)**